

Ostafrikanische Strandläufer.

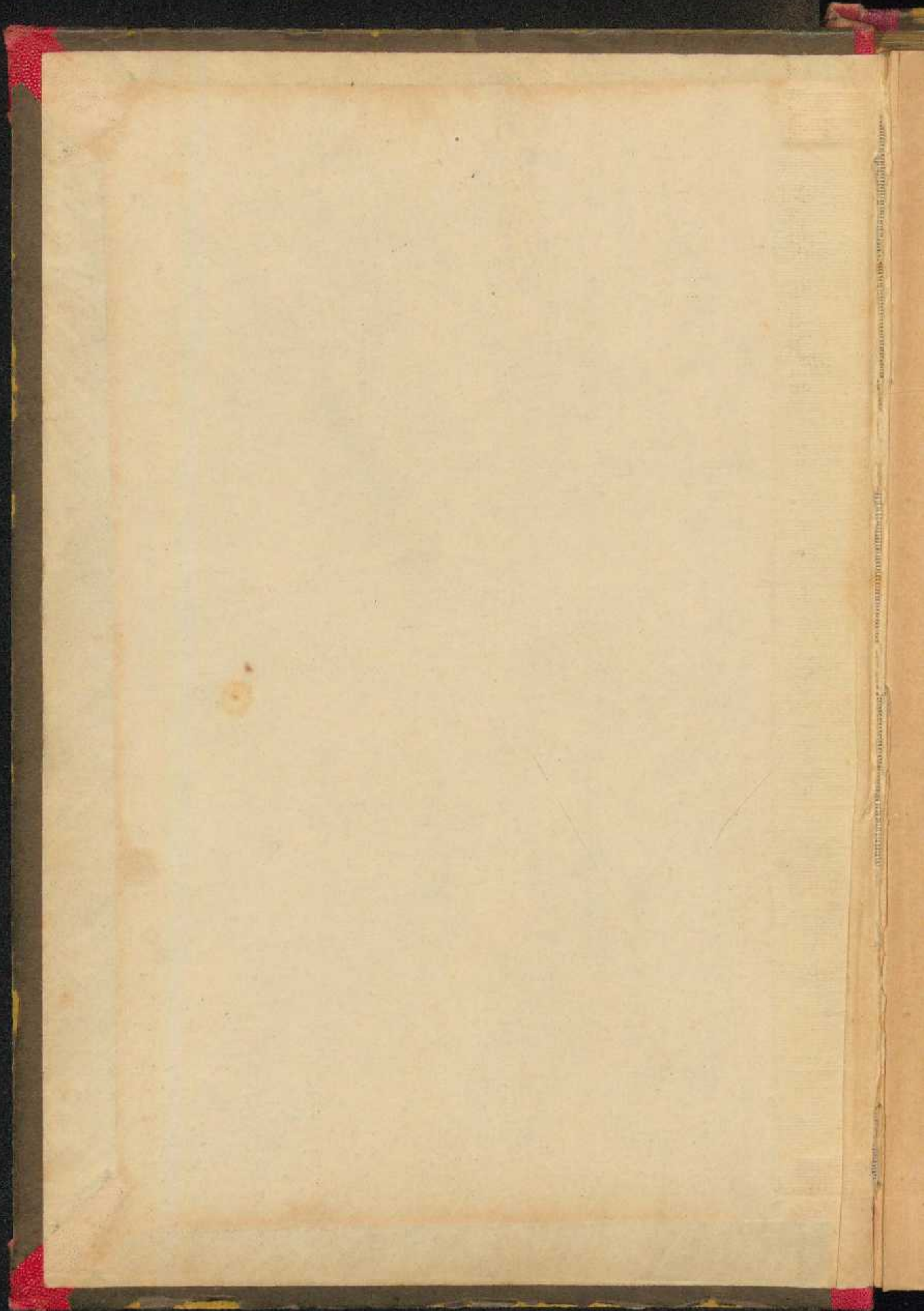


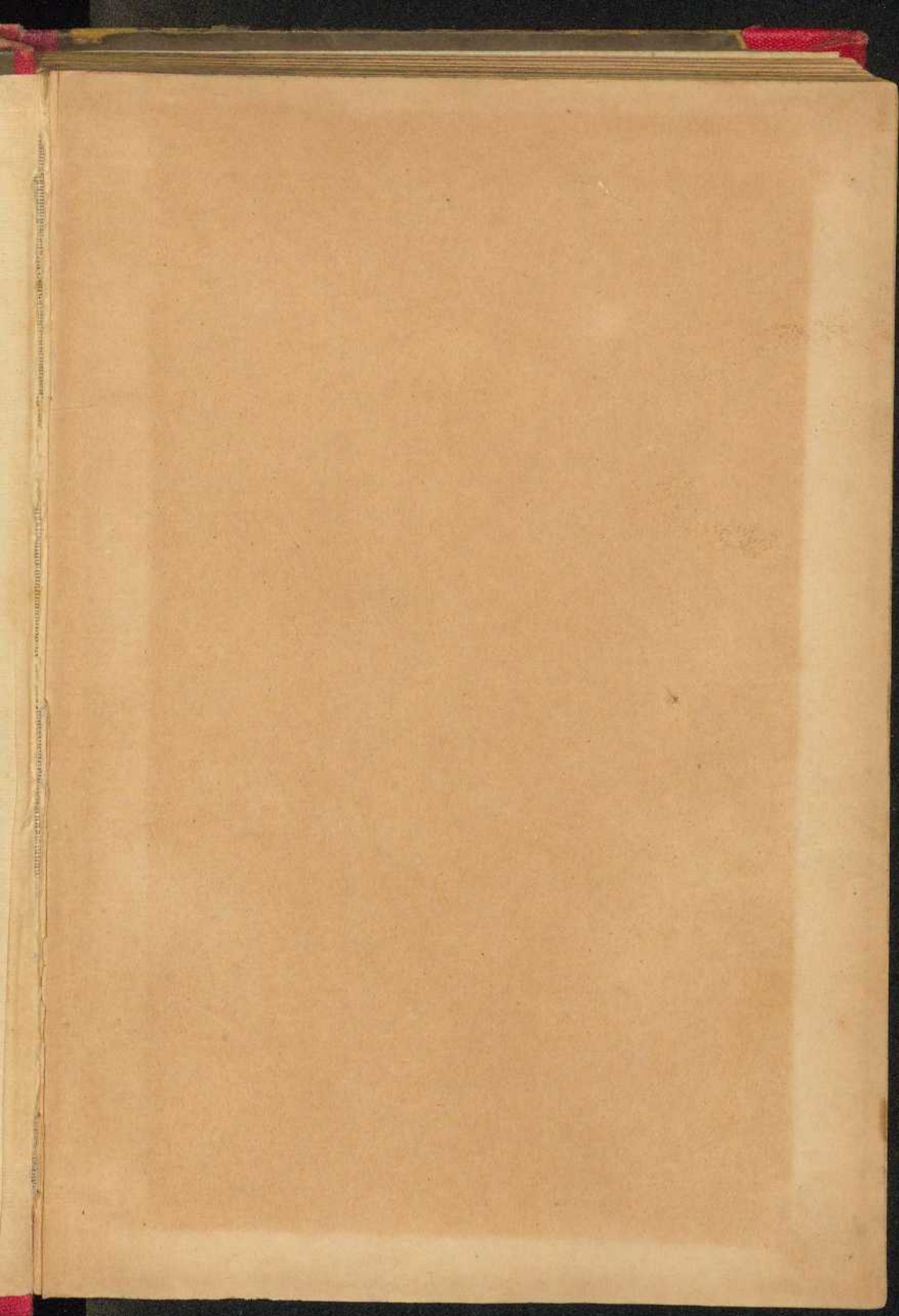
Eine
Erzählung
für die
deutsche
Jugend,

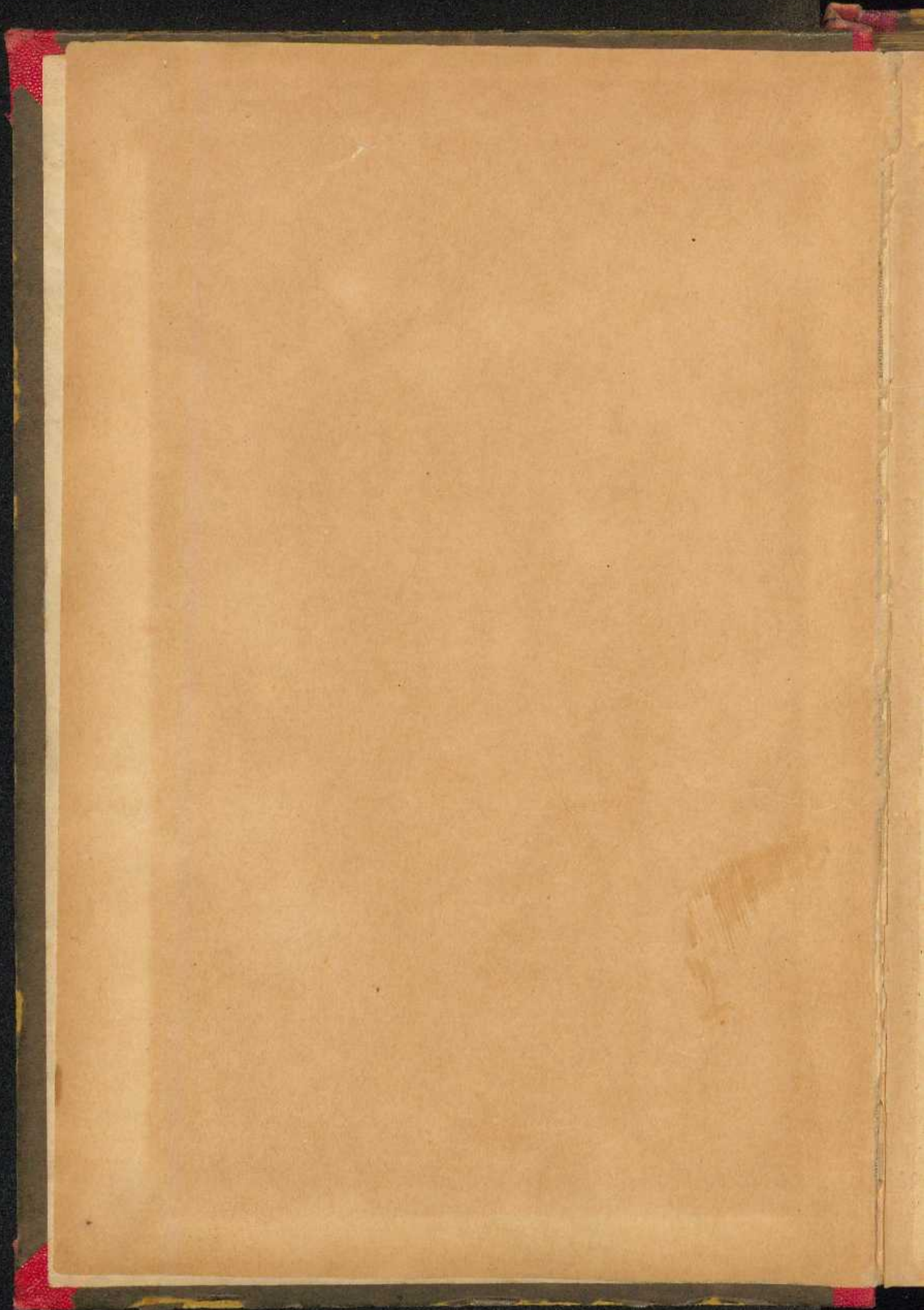
von

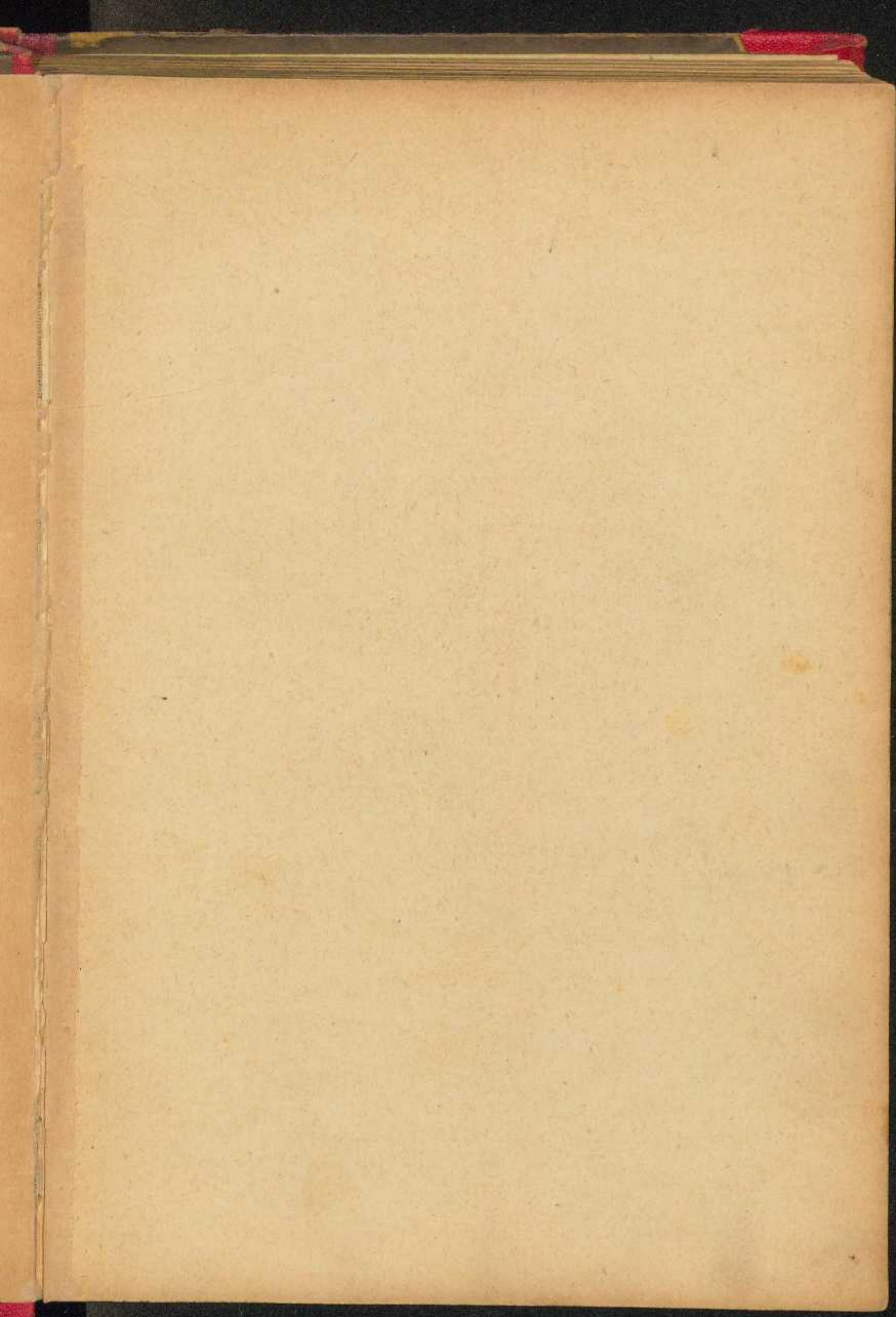
Robert Hertwig.

Mit vielen ILLUSTRATIONEN in FARBENDRUCK.











Ostafrikanische Strandläufer.

Eine Erzählung für die deutsche Jugend

von

Robert Hertwig.

Zweite Auflage.

Mit vielen Illustrationen in Farbendruck.

D
HER



H

76/5287 D

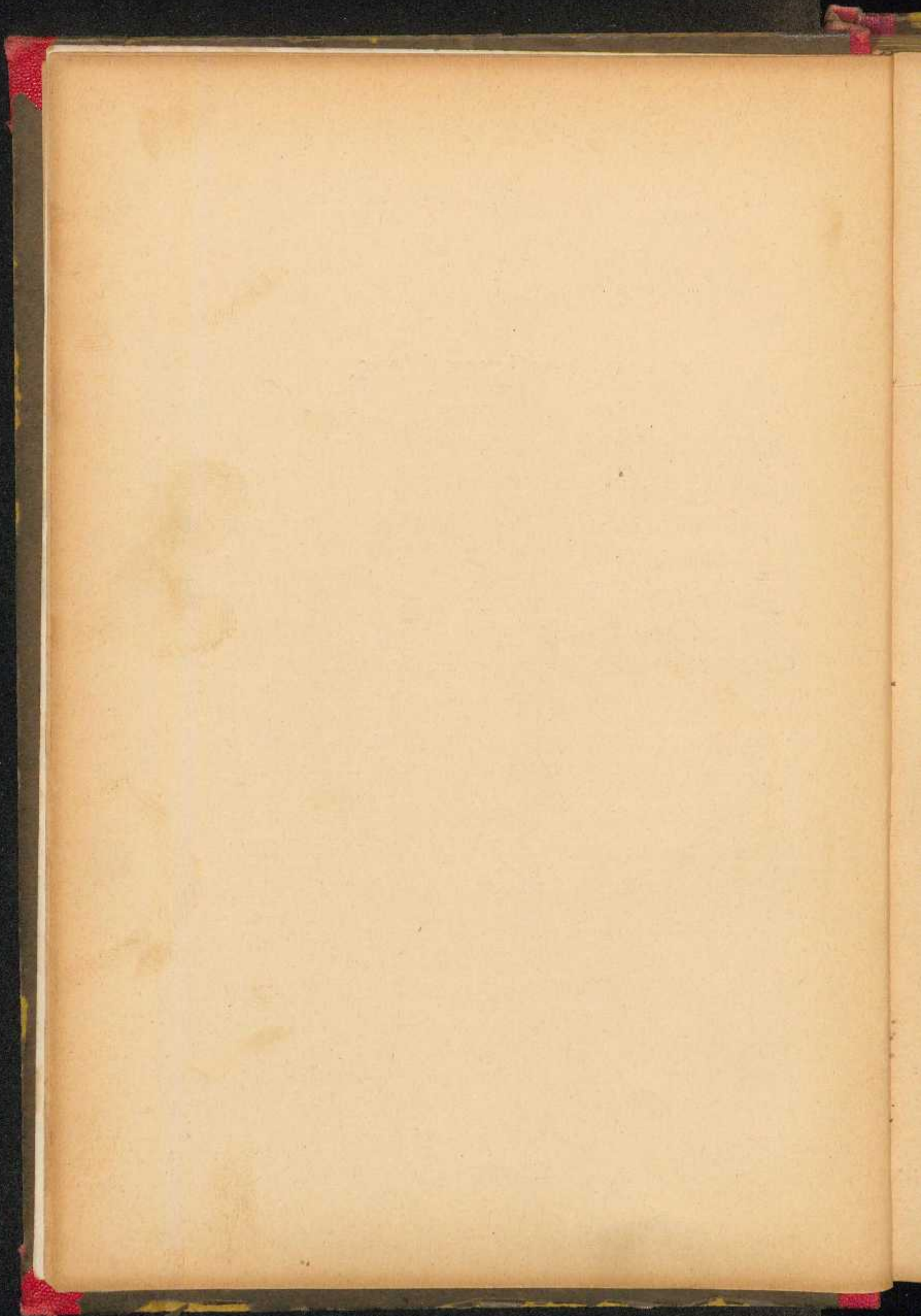
Klotz 9541/15 [1895] 2. Aufl.

[um 1900]

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Erstes Kapitel: Das runde bunte Wunderding . . .	5
Zweites Kapitel: Was Hermann und Peter für Zeisige waren	18
Drittes Kapitel: Aufs Eis geführt	27
Viertes Kapitel: Mit Dampf nach Afrika	39
Fünftes Kapitel: Auf hoher See	53
Sechstes Kapitel: Belustigungen an Bord	63
Siebentes Kapitel: Bei Sturm und Wetter	71
Achtes Kapitel: Auf afrikanischem Boden	78
Neuntes Kapitel: Die neue Heimat im schwarzen Erdteile .	87
Zehntes Kapitel: Die Sklaverei in Ostafrika	92
Elftes Kapitel: Hermann und Peter unter den Sklaven	97
Zwölftes Kapitel: Befreit vom Sklavenjoch	107
Dreizehntes Kapitel: Ein Strafgericht	117





Erstes Kapitel.

Das runde bunte Wunderding.

Lustig und ausgelassen, wie ein rotwangiges, kurzbeiniges Bökkchen eben sein kann, hier plaudernd über die Maßen laut, dort sich neckend und balgend, wieder wo anders schelmisch die krausen Blond- und Schwarzköpfe zusammensteckend und — wer weiß — welchen neckischen Streich gegen einen ahnungslosen Kameraden schmiedend, so vergnügte sich eine Schar zehn- bis zwölfjähriger Buben und Mädchen zwischen den engen Bänken einer Schulklasse; denn Herr Walter, der schon bejahrte Hirt dieser kleinen Herde, war noch abwesend, obwohl die kleine Glocke des Schulhauses bereits die achte Morgenstunde verkündet hatte.

Das war eigentlich eine Seltenheit, denn der alte Lehrer war von jeher die Pünktlichkeit selbst gewesen, und wenn er ja einmal eine Minute zu spät den Unterricht begann, dann war der Grund immer ein ganz triftiger; was mußte nur heute passiert sein, daß er schon über fünf Minuten lang seine kleine „Studentengesellschaft“, wie er scherzend sich öfters ausdrückte, ihrem eigenen Mutwillen überließ?

Einige der Bedächtigeren rieten auch schon hin und her nach dem Grunde dieses langen Ausbleibens; aber die Mehrzahl benutzte die kostbaren Augenblicke verlängerter Freiheit und amüsierte sich in so lauter Weise, daß zuletzt keines der

schmetternden Mägdlein und tobenden Bengelchen sein eigenes Wort mehr verstehen konnte.

Aber die gute Zucht und Ordnung, welche der Herr Schulmeister unter dem lebensfrohen Völkchen aufrecht erhielt, fesselte doch beinahe alle, auch die übermütigen Jungen, an ihre Plätze, damit sie, sobald Herr Walter die Zimmerthür öffnete, mit einem sehr gewandten Ruck in die vorschriftsmäßige Haltung schlüpfen und dann wie mit einem Zauberstriche so muckmäuschenstill sitzen konnten, als hätten sie niemals vorher die zappelnden Beine und schlenkernden Arme wie vier übermütig gewordene Windmühlenflügel in der Luft herumgeworfen.

Ja, beinahe alle beobachteten diese kluge Vorsicht aus Respekt vor Herrn Walters gelbem Zauberstäbchen — bis auf einen — und dieser eine, den seine Quecksilbernatur das Stillsitzen fast unmöglich machte, der war ein schlankes, beinahe blaßes Kerlchen mit einem gutmütigen Gesicht, aus dem allerdings der lustige Schalk fast alle Augenblicke in anderer Gestalt herausblickte.

Das war ein merkwürdiges kleines Menschenantlitz! Als ob es aus Gummi gemacht und zur Darstellung aller mimischen Gesichtsausdrücke bestimmt sei, so veränderten sich fortwährend die Züge desselben, und wenn man in besonders lustiger Stimmung das bewegliche Menschenkind beobachtete, da war es, als ob über Lippen, Mundwinkel, Nasenflügel und Augen immer ein kleiner Kobold nach dem andern huschte, die alleamt im Gehirn abwechselnd lauter lose Gedanken erweckten und auf dem seltsam lebendigen Gesicht zum Ausdruck brachten.

Na, und so beweglich dieses Bübleins Antlitz war, so ewig ruhelos waren auch seine Glieder, und die natürliche Folge davon, oder besser gesagt, die natürliche Ursache war, daß der junge Geist des Bürschchens nimmer rastete und im Weltall herumflatterte wie ein Schmetterling auf buntblumiger Wiese.

Ja so ein Menschengestalt ist ein unbegreifliches Ding:

Eingepfercht in den engen dunkeln Bau eines Körpers fliegt er doch in einer Sekunde bis ans Ende der Welt, schweift dort von Wüsten zu Seen, von Seen zu Urwäldern, er senkt sich auf den Meeresgrund, schwingt sich auf die höchsten Gipfel eisgligernder Bergriesen, und im nächsten Augenblicke ist er zurückgekehrt ins enge Stübchen und betrachtet die allbekannten Wandbilder oder hört auf die Stimmen, die ringsumher plaudern und erzählen von dem und jenen.

Und solch ein Geist von ganz besonderer Schwungkraft belebte auch den Leib des kleinen Hermann Freiling. Was Wunder nun, wenn auch die Glieder dem Zuge dieses Geistes nachstrebten, wenigstens so weit, als die Umstände es zuließen.

Wenn Hermanns Gedanken hinaushuschten auf irgend eine Insel des großen Oceans, die er vielleicht in der letzten Geographiestunde kennen gelernt hatte, nun, dann litt es auch den winzigen Korpus nicht mehr zwischen den engen Schulbänken, und während draußen sein geistiges Ich von Land zu Land sich schwang, so hüpfte hier seine leibliche leichte Person, gewandt wie ein Eichhörnchen, von Bank zu Bank, da und dort einen lustigen Schabernack ausführend, den die gutwilligen Kameraden und die freundlichen Mitschülerinnen sich ganz gern gefallen ließen, schon, weil Hermann der ganzen Klasse Liebling war und so eine Art Privilegium zu kleinen Streichen hatte, die freilich nicht zu hageldick kommen durften.

Und so — sich zur Lust und namentlich der mehr schauenden als handelnden Mädchenabteilung zur Kurzweil — übersprang auch jetzt der mutwillige Bursche die hölzernen Bänke wieder und hatte sich eben unter schallendem Gelächter seiner kleinen Zuschauerschaft rittlings auf die Schultern eines stämmigen Kameraden geschwungen, als plötzlich, wie mit einem Schlage, atemlose Stille eintrat und das vorher so unruhige Völkchen mit gefalteten Händen andachtsvoll und ferkengerade auf seinen Plätzen saß, regungslos, wie aus Stein gehauen.

Die Ursache dieser plötzlichen Wirkung war das Erscheinen des Lehrers im Rahmen der sich geräuschlos öffnenden Thür. Auch Hermann hatte trotz seiner Bocksprünge stets ein vorsichtiges Auge nach jener Öffnung gehabt, die, der vorgerückten Zeit zufolge, jeden Augenblick Herrn Walter sichtbar machen mußte; er hatte auch völlig rechtzeitig die Gefahr für sein übermütiges Handeln erkannt und mit Blißschnelle von seinem erhabenen Sitze herab nach seinem Plaze schlüpfen wollen, aber o weh, es spukten auch noch Kobolde in andern Köpfen, als in demjenigen Hermanns, und diese Kobolde wollten auch ihren Schabernack treiben, und so geschah es denn, daß im kritischen Momente ein solcher Schall durch den Kopf jenes Knaben zuckte, auf dessen Schultern unser Springinsfeld gehüpft war, und dieser Schall zischelte dem Buben ins Ohr: „Halt die Beine fest und laß ihn nicht herunter!“

Und weil doch auch der bravste Mensch nichts lieber thut, als einer lustigen Einflüsterung Gehör zu schenken, so packte der starke Junge die geschmeidigen Beine des auf ihm reitenden Hermann und nötigte das arme Kerlchen zum unfreiwilligen Sitzenbleiben.

Herr Walter, dessen scharfer Blick beim Eintreten über die so wohlgeordnete Schar flog, gewahrte natürlich gerade im Mittelpunkte den zappelnden Reiter, und an jedem andern Tage wäre er sicher hilfsbereit hinzugesprungen und hätte vermittelst seines gelben Zauberstäbchens nach Fug und Recht durch ein paar schwungvolle, in der Haut prickelnde Berührungen den armen Jungen aus seinem Banne erlöst; das wäre wenigstens nach Wunsch und Willen jenes Kobolds gewesen, der noch immer erbarmungslos die Beine des gefangenen Saufewinds festhielt.

Auch die gesamte kleine Gesellschaft sah bereits im Geiste — halb mitleidigen, halb schadenfrohen Herzens — das kleine Strafgericht heranziehen, wobei auch für sie, die Unbetheiligten,

eine kleine Sittenpredigt abfallen mußte — aber sonderbar, heute war doch alles anders als sonst; ganz abgesehen davon, daß der pünktliche Lehrer überhaupt so spät kam, so nahm er von der sonderbaren Situation Hermanns weiter keine Notiz, als daß er mit der einen Hand eine gebieterische Bewegung machte, welche Roß und Reiter auch ohne Zauberstäbchen ziemlich rasch in ein paar anständig sitzende Buben verwandelte; und nur einen Augenblick lang, das heißt, während der Erlöste abstieg, lagerte sich auf dem Gesichte des andern, der ihn hatte „hereinlegen“ wollen, ein so unbeschreiblich dummer Ausdruck der Enttäuschung wegen des mißlungenen Schabernacks, daß zweifellos alles in die ungebundenste Heiterkeit ausgebrochen wäre, hätte nicht Herrn Walters Erscheinung alle Aufmerksamkeit von den beiden Taugenichtsen ab und auf sich gelenkt.

Ja, auch diese sonst ewig gleiche Figur erschien heute in anderm Lichte: Während sonst das einfache Männchen im schlichten Hausrocke, das halb gebleichte Haupt mit einem Sammetkäppchen bedeckt, erschien, knarrten heute an seinen Füßen, statt der leichten Babuschen, ein paar derbe Stiefeln, der stattliche Sonntagsrock prangte auf dem noch rüstigen Körper, und der breite Filzhut, den Herr Walter nur bei größeren Ausgängen zu tragen pflegte, thronte gravitatisch auf dem Kopfe.

Aber — was die Hauptsache war — während der linke Arm noch, Ordnung gebietend, sich nach den beiden Attentätern ausstreckte, umschlang der rechte ein gewaltiges Paket, das sorgfältig in graues Papier gewickelt und mit Bindfaden verschnürt war.

Das Paket hatte eine eigentümliche Form: Rund nach oben zu, erschien es unten wie platt gedrückt, in der Mitte hatte es eine Art Taille, fast wie eine zu eng geschnürte Modedame, dabei schien es, seiner Größe entsprechend, gar nicht so schwer zu sein; denn ohne Mühe trug es Herr Walter jetzt vor nach dem Bereiche seines Regierungssitzes, dem Ratheder,

und dort setzte oder stellte — man konnte eigentlich nicht sagen, was richtig war — er das geheimnisvolle Ding ziemlich geräuschlos auf den Tisch.

Da stand es.

Mit der Miene eines glücklichen Siegers, der eine wertvolle Trophäe aus langem Kampfe davongetragen und nun sicher geborgen hat, schaute der Schulmeister bald auf das verhüllte Ding, bald, ein geheimnisvolles Lächeln in dem strahlenden Antlitz, auf die Kinder, die mit langgestreckten Hälften und neugierigen Blickes das noch ungelöste Rätsel anstarrten.

Was mochte da wohl zum Vorscheine kommen, wenn die Knoten der Schnur gelöst und die Falten des Umschlages gelüftet waren?

Da, jetzt erfaßte Herr Walter das Paket aufs neue, sicher um es zu öffnen und — — ach nein — er hebt es vom Tische, trägt es in einen Winkel und setzt es auf ein Schränkchen nieder; und als die Gesichter ihn alle mit Blicken tiefster Enttäuschung ansehen, da sagt er: „Alles zu seiner Zeit, Kinder, alles zu seiner Zeit.“

Und ohne noch weiter des Dinges zu gedenken, begann Herr Walter nach kurzem Gebete den Unterricht; aber so fesselnd auch sonst die alten Überlieferungen aus der biblischen Geschichte für die jugendlichen Hörer waren, so konnte doch die heutige Erzählung vom blinden Tobias die Kleinen gar nicht recht in die gewohnte Stimmung versetzen, weil durch die graue Hülle da hinten allerhand merkwürdige Gestalten zu den einmal angeregten Phantasien der Kinder herauschauten.

Endlich hatte die Stunde ihr Ende erreicht, und für die nun kommende schrieb der Lehrplan Geographie vor.

Jeder Lehrer und fast jeder Schüler hat eine gewisse Vorliebe für ein bestimmtes Fach, und so ging denn Herrn Walters Herz voll und warm auf, wenn er seine kleine Schar im Geiste durch Länder und Staaten und Reiche führen, wenn

er ihr Völker und Rassen, Stämme und Nationen, Kulturen und Urzustände, Sitten und Gebräuche schildern konnte.

Und weil dieses Thema von ihm mit ganz besonderer Begeisterung behandelt, mit einer greifbaren Anschaulichkeit gepflegt wurde, so hingen auch die Kinder mit wenigen Ausnahmen an der Geographie.

Freilich, die Unterrichtsmittel waren für dieses, wie für alle Fächer an der einzigen Schule dieses kleinen Marktfleckens recht dürftige, und der Geographie hatten bisher nur eine alte verblichene Landkarte von Europa und eine etwas neuere und bessere von Deutschland gedient.

Aber die Welt ist doch groß, und Europa ist ja nur ein winziges Teilchen; und der gute Herr Walter, der die Welt und ihre Wunder so sehr liebte, er wollte doch auch seine Buben und Mädlein hinausführen über die Grenzen der europäischen Reiche. Aber das war nicht leicht. Viele Leute, denen es ein Leichtes war, die kleinen Lehrmittel zu beschaffen, die meinten:

„Ach, was brauchen die Kinder ihre Nasen in Länder zu stecken, wo sie doch all ihr Lebtag nicht hinkommen; sie mögen nur zusehen, daß sie sich in ihrer Heimat ordentlich zurechtfinden.“

Das war aber Herrn Walter nicht einleuchtend, und da ihm sein schönes Amt und das Wohl seiner Kinder mehr am Herzen lag, als manches andere, so hatte er trotz seines schmalen Einkommens selbst Rat geschafft, und zwar heute, und deshalb das verspätete Kommen, und daher der ungewohnte Sonntagsrock, und darum das große Paket und die geheimnisvolle Miene — mit andern Worten: Herr Walter war gestern nachmittag nach der mehrere Stunden entfernt gelegenen Kreisstadt gefahren, hatte dort für recht schweres Geld jenes geheimnisvolle Etwas wohlverpackt aus einem Kaufladen getragen, und weil am gleichen Abende keine Reisegelegenheit

mehr zu finden war, so hatte er die Nacht in einer bescheidenen Herberge zugebracht und frühzeitig die Morgenpost bestiegen, die ihn fast ein Viertelstündchen nach der gesetzten Schulzeit erst wieder heimführte.

Das war das Ereignis des Tages; und weil das doch nicht so ganz ohne festliche Weihe hingehen konnte, so hatte Herr Walter heute während der ersten Unterrichtsstunde sogar seinen Sonntagsrock anbehalten, und er legte ihn auch jetzt nicht ab, als er mit feierlichen Schritten sich wieder der besagten Ecke näherte und, mit einem vielverheißenden Blicke auf die erwartungsvoll gaffende kleine Menge, das graue Paket wieder auf den Tisch trug.

„Ich habe euch da etwas mitgebracht, Kinderchen“ — so begann er seine unvermeidliche Rede — „das euch und mir für die Zukunft viel Nutzen und auch viel Freude verursachen wird. Ich weiß, daß ihr schon seit einer Stunde darauf brennt, das Wunderding zu sehen, das hier noch eingehüllt vor euren Augen steht. Allen denen, die ich heute hier wohlgesittet auf ihren Plätzen sitzen sah, will ich jetzt ihre Wißbegierde stillen, diejenigen aber, die unsere Schulstube zu einem Reitstall machten, die sollen der ersten Freude über diese — dieses — diesen — na, ich will noch nichts verraten — also über dieses runde, bunte Wunderding nicht gleich theilhaftig werden. Der Reiter, Mosjöh Hermann, und sein Leibroß, Peter Schmitt, werden sich jetzt augenblicklich vor die Thür schieben und da draußen so lange warten, bis wir uns sattjam des ersten Anblicks jenes prächtigen Gegenstandes gefreut haben. Im übrigen will ich euch ankündigen, daß ich bei den etwaigen nächsten Reitübungen das Roß „beschlagen“ und dem Reiter ein paar straffsitzende Reithosen „anmessen“ werde — also jetzt pascholl!“

Der als „Reiter“ bezeichnete Hermann trollte sich im Bewußtsein seiner Schuld zur Thür, sich damit tröstend, daß ihm die Sehenswürdigkeit dort im Papiere nicht davonlaufen

werde. Aber Peter, das „Roß“, versuchte mit dem gleichdummen Gesicht von vorn sich weißzuwaschen und murmelte: „Ich kann doch gar nichts dafür, daß der Freiling mir auf die Schultern gehuppt ist.“

„Nein, Bengelchen, dafür kannst du allerdings nichts; aber ebenjowenig kann Freiling dafür, daß du ihn nicht wieder 'runter gelassen hast; glaubst du, mein Bürschchen, ich hätt's nicht gemerkt, wie du das Kerlchen festhieltest, um ihm eine Grube zu graben? Jetzt bist du mit hineingepurzelt — also — marsch, vor die Thür!“

Peter zog einen „Flunsch“, guckte an der Nase nieder und schob langsam seine breiten Schultern zur Thür hinaus.

Da standen nun die armen Sünder nebeneinander im Vorraum des kleinen Schulhauses, aber nicht etwa haßerfüllt und feindselig — o nein! — das war ja nicht ihr erster Streich, den sie gemeinschaftlich verübt hatten; bewahre, Peter und Hermann waren Busenfreunde, die ihresgleichen suchten; sie hatten schon manch lustiges Schelmenstück nach lustiger Bubenart ausgeführt, hatten schon manchmal miteinander das Süppchen auslöffeln müssen, das sie eingebrockt hatten, und so lehnten sie jetzt auch als gemeinschaftliche Büsser einträchtig nebeneinander, seelenvergnügt darüber, daß sie heute so billig weggekommen waren — wegen dem verpackten Ding da drinnen — ach, so neugierig waren sie gar nicht!

Aber dennoch spitzten sie die Ohren, um nur einigermaßen den Vorgängen in der Schulstube folgen zu können.

Niemand sprach, nur das Knistern von steifem Papier hörten sie deutlich. Plötzlich tönte ein vielstimmiges „Oh!“ und „Ah!“ durch das Zimmer, und ein Gepolter, als ob es über Tische und Bänke hinwegging, drang bis ans Ohr der zwei „Ausgestoßenen“, dann trat eine Pause stiller Bewunderung ein.

Ja, und diese Bewunderung war eine gerechte; die Papierhülle war gefallen, und vor den staunenden Kindern stand

ein unbegreifliches Ding, glänzend und wunderbar, strahlend in prächtigen bunten Farben, und als es der Lehrer leis mit der Hand berührte, setzte sich ein gewaltiger, bemalter Ball in langsam drehende Bewegung, ähnlich wie ein herrlich gekleidetes Prinzeßchen, das sich nun von allen Seiten bewundern lassen will.

Aber was war nur das?

Zuerst, aus schwarzem Holz gedrechselt und glänzend poliert und verziert, ein großer tellerähnlicher Fuß, darauf erhob es sich wie ein hoher kunstvoll geschnittener Kelch; aus dessen oberem Teile ragte ein etwas gebogener blühblanker Messingarm, der auf seinem äußersten Ende eine gewaltige bunte Kugel balancierte, die bei der leisesten Berührung wie ein schwebender Luftballon in schräger Lage sich um sich selbst drehte.

„Seht dieses runde bunte Wunderding“ — sprach jetzt Herr Walter in fast feierlichem Tone — „das ist im kleinen ein getreues Abbild des gewaltigen Erdballes, den wir bewohnen. Leicht wie dieser Metallarm das hohle Papiergehäuse hält, so trägt Gottes mächtige Schöpferhand diesen fast unermesslichen Erdkoloß, den Milliarden von Geschöpfen beleben, seit uralten Zeiten durch den Weltenraum, damit er nach den Gesetzen der Natur stets dieselben Bahnen durchkreise.“

Also die Weltkugel war's, ein Globus, wie es der Lehrer später nannte.

Wie aus einem Banne erlöst, holten die Kinder alle zugleich tiefen Atem. Erst die geheimnisvolle Spannung, dann die feierliche Enthüllung, die ernstesten Worte des Herrn Walter, und endlich da vor ihren Augen die ganze Erde mit ihren Gewässern, Inseln und Festlanden — großer Augenblick!

Auch Herr Walter war ganz gerührt, als er den Schatz so dastehen sah, an dem er sein und seiner Schüler Lieblingswissen in hohem Maße bereichern konnte. Und in dieser geweihten Stimmung erteilte er auch den beiden Sündern vor der Thür Amnestie; er ging hin und löste sie aus ihrer Verbannung.

Er nahm gutmütig scherzend den einen rechts, den andern links bei den Ohren, führte sie hin zu seinem neuen Globus, und indem er mit dem Finger auf die südliche Spitze von Afrika tupfte, sagte er: „Seht, ihr Schlingels, hier müßt ihr hin, mitten unter die Wilden und Menschenfresser hinein, wenn ihr euch nicht bessert und mir die dummen Streiche nicht laßt.“

Nach dieser Mahnung war die Sache abgethan, und nun begann der Unterricht, der sich aber heute nicht auf ein gewisses Land beschränkte, sondern der einer Betrachtung des ganzen Erdballes galt.

Da war nun zuerst die Erdachse, die sich vom untersten Teile des Balles, dem Südpol, bis zum obersten Teile, dem Nordpol, durch das Innere erstreckt, und um welche sich die ganze Erde während ihres Kreislaufes um die Sonne 365 mal dreht, also alle 24 Stunden — gleich einen Tag — ein mal. Dann wurde der Ring betrachtet, der sich genau in der Mitte des Balles um seine ganze Breite zieht; die Kinder erfuhren, daß diese Erdteilung der Äquator heißt, und daß die Gegenden, die in der Nähe dieses Äquators liegen, der Sonnen- glut am meisten ausgesetzt, also die heißesten Gegenden, die sogenannten Tropen sind. Und sie erfuhren dabei weiter, daß, je weiter hinauf oder hinunter man kommt, die Temperatur kälter und kälter wird, und daß im hohen Norden wie im tiefen Süden die Eismeere und eisige Inseln liegen, und daß endlich die Gegenden der beiden Pole noch nie von Menschen erreicht wurden, weil die eisige Kälte und das Unwirtliche der ganzen Region jedem lebenden Wesen das weitere Vordringen unmöglich machten, und somit auch die äußersten Pol-Enden noch unerforscht blieben.

Es wurden auch die fünf Erdteile betrachtet und recht deutlich herausgefunden, daß Europa trotz seiner gewaltigen Kaiser- und Königreiche doch nur ein Zwerg sei, gegen das weithingestreckte Asien, das riesenhafte heiße Afrika und das

gigantische, erst vor 400 Jahren durch Columbus entdeckte Nord- und Südamerika, ein Erdteil, der sich nahezu von einem Pole zum andern erstreckt.

Nur Australien, das ganz verloren im indischen Ocean liegt, gleicht Europa ungefähr an Größe.

Bei Anschauung des Erdballes sahen die Kinder auch, daß auf der Oberfläche desselben weit mehr Wasser als Land existiert, und daß der „Große oder Stille Ocean“ allein schon nahezu die Hälfte des Erdballes einnimmt, ungerechnet den „Indischen“ und den „Atlantischen Ocean“ und die übrigen zahlreichen Meere und Seen, Ströme und Flüsse, die den Erdball bewässern.

Um aber noch zuletzt den Kindern einen Begriff von der Größe der Erde zu geben, wurde ihnen erzählt, daß der Längsdurchmesser der Erde, also die Linie oder Achse, die man sich vom Nordpol zum Südpol mitten durch die Erde gehend denkt, zwölf Millionen, siebenhundertundzweitausend, einhundertachtundfünfzig Meter beträgt; der Querdurchmesser, also am Äquator, beträgt noch 42,636 Meter mehr; demnach ist die Erde keine vollständige Kugel, sondern sie hat mehr die Form eines Apfels, das heißt, unten und oben etwas eingedrückt, sonach breiter als hoch.

Wollte man einen Spaziergang um den Äquator herum machen, also den weitesten Teil des Erdballes umlaufen, so würde das ein Weg von 40,070 Kilometern sein, und man würde dazu, wenn man täglich 10 Stunden lang auf den Füßen wäre und des Sonntags rastete, gerade zwei Jahre brauchen, vorausgesetzt, daß alle Gewässer überbrückt, alle Pfade geebnet und die Wilden bei unserem Durchmarsche nicht bei besonderem Appetite auf Menschenfleisch wären.

Zum Schlusse erklärte Herr Walter noch, daß die Oberfläche des gesamten Erdballes rund fünfhundertundzehn Millionen Quadrat-Kilometer Raum bietet.

Was aber die kleinen aufmerksamen Hörer am meisten interessierte, das war der Umstand, daß auch weit drüben im fernen Afrika, nahe der heißesten Zone, ein großes Stück deutschen Landes errichtet war, daß dorten mitten unter der schwarzen Bevölkerung deutsche Männer, deutsche Frauen und Kinder wohnen, und daß die afrikanischen Bewohner dieser Gegend, die ursprünglich wild und gottlos sind, zu gesitteten Menschen, guten Christen und deutschen Landsleuten gemacht werden.

Aber die aufmerksamsten unter allen Zuhörern waren doch, trotz ihrer sonstigen Schelmenhaftigkeit, Hermann Freiling und Peter Schmitt gewesen. Die Geschichte vom deutschen Lande in Afrika war ihnen nicht ganz neu; sie hatten daheim schon von den Vätern gehört, wie Soldaten und Lehrer und Handwerker von Zeit zu Zeit in großen Schiffen nach diesem deutschen Afrika befördert würden, um dort Land und Leute zu kultivieren; und nun hatten sie auch gesehen, in welcher Gegend des Erdballes diese deutsche Ansiedelung lag, ganz unten an der Ostküste jenes fernen, schwarzen Welttheiles.

Zweites Kapitel.

Was Hermann und Peter für Beisige waren.

Wenn man ein paar junge Menschenkinder kennen lernt in dem Augenblicke, da sie auf der Schulbank sitzen, wenn man dort ihrem Gebaren anmerkt, daß es von Grund aus ein paar fidele Bürschchen sind, denen nichts schwerer fällt, als das Ruhigsitzen oder das Gebundensein an eine enge Scholle Landes, wenn man weiter vernimmt oder sieht, wie sie aufschauen in stummem Staunen bei dem Anblicke des Abbildes unseres Erdballes, wie sie in atemloser Spannung den Erklärungen des Lehrers folgen, die ihnen einen Begriff geben von der Größe und Schönheit, von der Erhabenheit und Wunderbarkeit unseres Planeten, wenn man ferner weiß, daß die Erzählung darauf hinzielt, mit uns eine Reise zu unternehmen ins ferne Afrika, und wenn sie — nämlich die Erzählung — uns verspricht, nicht nur das Leben der Eingebornen, sondern hauptsächlich das Leben deutscher Kinder inmitten afrikanischer Rassen uns zu zeigen, dann errät man wohl auf den ersten Blick, daß jene beiden Bürschchen, die sich zu Anfang unserer Erzählung besonders bemerkbar machten, auch die Helden der ganzen Geschichte bleiben sollen, und daß sie es sind, denen wir im Geiste auf dieser großen Reise folgen wollen.

Aber, wenn man ein paar Reisegefährten findet, denen man, und sei es auch nur in der Phantasie, bis an die ferne

Küste eines fremden Welttheils folgen will, wenn man kennen lernen will, wie sie sich durch die Schwierigkeiten der Oceanreise hindurchwinden, wie sie die Strapazen der Wanderungen auf afrikanischem Boden ertragen und all die Gefahren bestehen, die ihnen dort in hunderterlei Gestalten entgegentreten, dann wollen wir diese Leute doch in der Heimat etwas genauer kennen lernen, wollen sehen, wie sie dort die Dinge nahmen, die ihnen begegneten, wir wollen ihnen ein wenig ins Herz und auf die Finger gucken, mit einem Worte, wir wollen sehen, was sie für Zeisige waren; denn das sei gleich vorher gesagt, wir wollen unsere Reise nach Afrika und alles, was uns unterwegs und dort auch Trübes und Erschreckliches begegnen möge, so weit es nur angeht, von der lustigen Seite betrachten; denn fröhlicher Mut und guter Humor zeigen die Welt in einem ganz andern Bilde, als sie ein von ewiger „Ernstthuerei“ getrübt oder verschleiertes Auge erblicken kann.

Also: „Immer heiter — Gott hilft weiter!“ das sei unsere Losung auf dem Wege.

Und nun drauf los!

Ja, wenn nur alles so schnell ginge, als man möchte, aber die Wege sind selten glatt, namentlich bis hinüber nach Afrika; unendliche Male findet man Steine des Anstoßes, und so geht's uns auch jetzt schon beim ersten Schritt.

Wir wollen von Hermanns und Peters Fahrten erzählen und wissen noch nicht einmal, wer sie eigentlich sind; denn ohne ihre Väter sind solche Buben gar nichts, als höchstens eine Null, und die Väter sind die Zahlen, die vorn an stehen und der Null dann erst Namen, Wert und Bedeutung geben. Selbstredend besaßen Hermann und Peter auch zwei Väter, das heißt — jeder einen, und weil die Jungen Freunde waren, so hielten die beiden Alten auch zusammen wie die Kletten, so grundverschieden sie auch sonst, wenigstens äußerlich waren — nämlich Hermanns Vater, also Herr Freiling, war

weiß, und Peters Vater, also Herr Schmitt, war — rabenschwarz.

Ah, also ein „geborner“ Afrikaner? —

Nein, ein „gelernter“ Hufschmied und äußerst geschickter Tierarzt, der sich gewaschen hatte, oder besser gesagt: wenn er sich gewaschen hatte — nämlich rein vom Schmiederuß — dann trieb er ärztliche Praxis an seinen vierbeinigen Patienten, so man Ochsen, Esel, Hunde und Pferde nannte.

Und Hermanns Vater — der Weiße? der hatte als Knabe die Bäckerei gelernt in seinem Heimatstädtchen; weil aber der Mensch heutzutage, wenn er überall durchkommen will, mehr können muß als „Brot essen“, so war er später noch zu einem Zuckerbäcker in die Lehre gegangen, und weil aller guten Dinge „drei“ sind, und weil er sich nun einmal dem Wohle des menschlichen Magens gewidmet hatte, so studierte er in einer großen Hotelküche noch die Kochkunst. Und weil doch ein Bäcker und ein Konditor und ein Koch immer hübsch appetitlich aussehen müssen, so trug Herr Freiling in Anbetracht seiner drei Künste allzeit eine weiße Mütze, eine weiße Jacke und eine weiße Schürze, und weil fast jahraus, jahrein Haar, Hände und Gesicht mit Mehl bestäubt waren, wer wollte es da bestreiten, daß Hermanns Vater zur Klasse der „Weißen“ gehörte?

Also diese beiden Väter waren Freunde, trieben fleißig Kunst und Gewerbe, wohnten ziemlich dicht beieinander, sorgten wacker für ihre Familien und prügeln zuweilen ihre Herren Söhnchen, wenn diese der Übermut über die Maßen tizelte. Aber es lag ihnen auch das Wohl ihres deutschen Vaterlandes am Herzen, und so hatten sie lange mit Interesse die sogenannte „Kolonialfrage“ verfolgt, und die deutsche Ansiedelung in Ostafrika hatte sie immer lebhaft beschäftigt.

Das kleine Marktflecken, wo sie lebten, bot ihnen zwar ein ganz leidliches Auskommen, aber im allgemeinen war es doch ein recht eintöniges Nestchen, in dem ein Tag wie der

andere hinsichtlich, und das recht wenig Gelegenheit bot, die Kunstfertigkeit der beiden Männer so recht nutzbringend anzuwenden.

Was Wunder, wenn sie hin und wieder mit den deutschen Kolonien in Ostafrika liebäugelten? Dort wurden geschickte Menschen gebraucht, und weil solche rar waren, und weil nicht jeder mir nichts dir nichts sein Leben den afrikanischen Kannibalen und ihrer Neigung nach gerösteter Menschenbrust oder einem saftigen Europäer-Beefsteak gern preisgibt, so wurden diejenigen, welche die Reise dennoch wagten, reichlich bezahlt, wenn sie fleißig waren und ihre Sache verstanden.

Und weil auch die Väter Freiling und Schmitt die gute Gewohnheit hatten, das Leben von der hellsten Seite zu nehmen, so saßen sie zu öfteren miteinander während der Feierabendstündchen auf der Bank vor dem Hause des einen oder des andern, steckten die Köpfe zusammen und machten — ostafrikanische Reisepläne.

Und ihre beiden Stammhalter Hermann und Peter? Die streiften, wenn Pflicht und Arbeit hinter ihnen lagen, im Freien herum und trieben Schelmenstreiche — aber keine boshaften etwa — o nein, gutmütige Neckereien; das Schlimmste, was auf ihrem Sündenregister stand, war das, daß sie mitunter einen fremden Obstbaum — aus Versehen natürlich — für den eigenen ansahen, und den Irrtum immer erst bemerkten, wenn sie den Magen und wohl auch die Taschen zum Zerplatzen vollgepfropft hatten.

Aber du lieber Gott, so etwas soll bei Knaben nicht ganz selten vorkommen, und da sind streng genommen die armen Kerls gar nicht schuld, sondern die dummen Obstbäume, die sich meist einander so ähnlich sehen, daß eine Verwechslung sehr leicht möglich ist.

Freilich, auch der Irrtum wird bestraft, und davon konnte ganz besonders der arme Peter ein Lied singen.

Ganz besonders der arme Peter? Warum denn ganz besonders der? War denn Hermann nicht auch dabei?

O ja, dabei war er schon, er war sogar stets dabei, vornweg, obendrauf, knüppeldick — aber das hatte doch so seine eigene Bewandnis: Hermann war nämlich trotz alledem — immer unschuldig.

Ja, ja, da giebt's gar nichts zu lachen, und jedes zweifelnde Achselzucken ist entschieden eine Beleidigung für Hermann. Er war wirklich unschuldig; das beweist doch ganz deutlich der Umstand, daß Peter stets ganz allein die Prügel bekam — folglich war Peter der Sündenbock und Hermann war das Unschuldslamm.

Wer nur den Hermann sah, der war schon von vornherein überzeugt von seiner Schuldlosigkeit, denn er war von Natur aus so schlank, so geschmeidig, so schmiegsam, daß er sich durch alle Strafgerichte leicht und schlüpfrig wie ein Aal hindurchschlängeln konnte.

Gegen Hermann war Peter, sein Busenfreund, ein wahrer Plumpsack. Er war dick, schwerfällig und unbeholfen; er hatte keine so flinken Beine wie Hermann, überall rammelte er sich fest, blieb er in der Falle sitzen, wie ein Dachs. Was Wunder, daß er stets ein „unverbesserlicher Taugenichts“ — ein „wahrer Thunichtgut“ — ein „ganz schlechter Kerl“ war. Dafür mußte er natürlich büßen und die Prügel einheimfen. Aber die waren ihm gesund; warum hörte er denn nicht, wenn Hermann ihn warnte, doch ja keine Dummheiten zu machen und — sich erwischen zu lassen!

Wenn man dagegen Hermann betrachtete, wie der — — — aber genug der Versicherung, es müssen Beweise her.

„Peter, ob die Pflaumen schon reif sind?“ — So fragte eines schönen Nachmittags Hermann seinen Busenfreund, als beide ein erfrischendes Bad in dem heimatlichen Fließchen genommen und nun mit ziemlich hungrigem Magen selbender heimwärts zogen.

„Welche Pflaumen?“ gegenfragte der Dicke, während sein bisher etwas stumpfer Blick plötzlich aufleuchtete und voll froher Erwartung demjenigen Hermanns folgte, bis er an den schwerbeladenen Ästen eines ziemlich stämmigen Obstbaumes hängen blieb. „Blau sind sie schon und fast so groß wie die Hühner-eier“ — schmunzelte er dann mit der Miene eines Sachverständigen — „aber der Zaun ist hoch, das wird viel Mühe machen.“

„Du bist ein ausgemachter Faulpelz!“ — strafte ihn der flinke Hermann mit einem verächtlichen Seitenblick, und weil Handeln mehr wert ist, wie alles Reden, so kletterte er, gewandt wie eine Katze, an dem schwächtigen Holzgeländer empor und glitt jenseits desselben wie ein Al wieder hinab.

Peter hatte Ehrgefühl genug, dem unternehmenden Freunde zu folgen. Ächzend kraxelte er über die Stangen, hatte sich oben in den Spizen pflichtschuldigst ein wenig fest, dann ein freischendes „ritsch-ratsch!“ — und mit jämmerlich zerfleischter Hose saß er im Grase zu Hermanns Füßen. Aber Peter liebte billige Pflaumen mehr, als seine ohnehin nicht mehr ganz neuen Beinkleider, er war grundsätzlich kein Kopfhänger, und so saß er denn nach wenigen Augenblicken neben seinem treuen Spießkameraden im Grün des gastlichen Baumes, wo sich beide schweigend an dem Genuße der überaus saftigen Früchte labten.

Sie mochten sich aber wieder einmal in der Eigentumsfrage des Baumes geirrt haben, denn: „Ei, ihr nichtsnutzigen Galgenbögel!“ — erklang es urplötzlich von dem prosaischen Erdboden hinauf zu den poetischen Laubspitzen — „hab' ich euch endlich erwischt, euch gottloses Raubgesindel! Wart, euch will ich einen Denktettel geben, daß ihr das Pflaumen-Mausen all euer Lebtag lang nicht vergessen sollt!“

Den beiden Freunden quollen die Bissen im Munde ob solcher unhöflichen Verheißung.

„Endlich erwischt!“ — Was das für eine ungerechte Rede

war; als ob sie schon alle Tage hier Pflaumenernte gehalten hätten! Gaben sie doch heute, in diesem Garten wenigstens, wirklich und wahrhaftig ihr erstes Debüt.

Sie blickten zagend in die grausige Tiefe und entdeckten da unten einen schraubenden Wüterich mit kirschrotem Zorn-
gesicht und einem Leibesumfang, gegen den der dicke Peter ein leibhafter Zwirnsfaden war. In seiner feisten Rechten schwang der Störenfried ein gelbes Röhrchen, das seine Heimats-
berechtigung „fern im schönen Spanien“ zu haben schien, und das er, wie zur Vorübung, verheißungsvoll durch die Lüste
pfeifen ließ, was den Dicken unwillkürlich antrieb, seinen rück-
seitigen Menschen gegen den Baumstamm hin mehr in Sicher-
heit zu bringen.

„Ob ihr jezt 'runter wollt, ihr Himmelhähne!“ — kreischte der Umfangreiche und suchte mit dem Gelben, daß den
Busenfreunden da oben die Seele im Leibe fletschte.

Freilich wollten sie herunter, fürs Leben gern sogar, denn
sie waren ja hinreichend gesättigt; Peter hatte sogar schon einige
Knöpfe seiner Weste gelockert, und da hatten sie doch begreif-
licherweise keinen Appetit, auch noch die da unten aufgetischte
Prügelsuppe auszulöffeln.

„Nun, wird's denn bald, ihr boshasten Rangen?!“

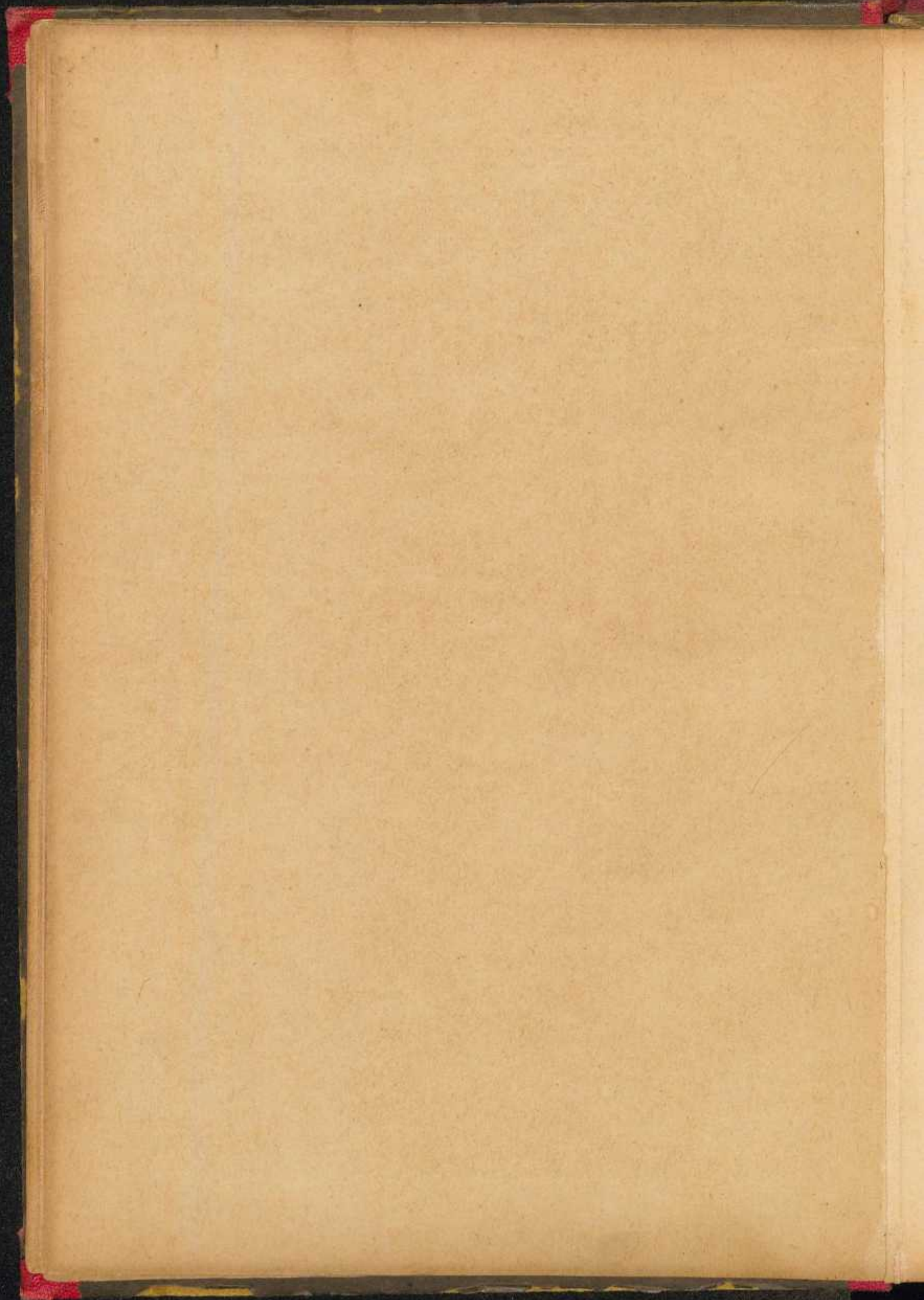
Ach Gott, sie waren ja gar nicht boshaft; sie wären ja
so gern heruntergestiegen, hätte nur der aufdringliche Mensch
da unten ein wenig beiseite gehen wollen! Hermann erklärte ihm
das auch in der allerhöflichsten Weise, aber der unvernünftige
Attentäter da unten war für Vernunftsgründe schlechterdings
nicht zugänglich.

„Runter, 'rrrunter auf der Stelle!“ — keuchte er.

„Ja, aber nicht hauen!“ — bettelte Peter in weiner-
lichem Tone.

„Was, nicht hauen? Zu Schanden schlag' ich euch Bengels;





gelb und braun gerbe ich euch Halunken die neunhäutigen Buckels, wenn ich euch habe!"

Ja, wenn du uns hast, dachte Hermann und schielte vorsichtig umher, ob es denn keinen Ausweg gäbe. Da erblickte er das Hinterpförtchen des Gartens, durch das der Quälgeist geschlichen war; es stand halb offen. Er war gerettet, das stand jetzt fest in seiner aufjauchzenden Seele; aber sein dicker Busenfreund, was sollte aus dem werden? Den mitleidigen Jungen erbarmte das arme Fell des guten Peter, das durfte er dem „Lohgerber“ da unten nicht preisgeben, und so schielte er weiter, rechts und links — und siehe da — er entdeckte ganz in der Nähe, kaum zehn Schritte vom Baume entfernt, einen zweiten Ausweg.

Im Gartenzaune war ganz unten ein Stück Latte ausgebrochen, das gab ein Loch, durch welches nach seiner Berechnung ein normaler Junge mit Leichtigkeit schlüpfen konnte.

Er flüsterte seinem gefährteten Gefährten einige Worte zu, der nickte vergnügt, er hatte den Rettungsplan begriffen.

Opferwillig, hingebend, wie Hermann immer war, gedachte er, seinem guten Peter die Bahn freizumachen und sich zuerst der unten lauernden Gefahr in die Arme zu stürzen. Er blickte prüfend hinab zu dem schnaubenden Rachegeist, der mit dem Gipfel seines Bauches den Baumstamm berührte, bereit die beiden armen Opfer zu empfangen.

Lieber Gott, wie freute sich der Gute, als Hermann langsam, zögernd zu ihm hinabrutschte! Er streckte ihm, auf den Fußspitzen stehend, die fetten Hände entgegen, als Hermann noch einen Meter hoch über ihm auf dem letzten Ast stand. Er schnaufte ordentlich vor Sehnsucht und mit Henkerwonne leuchte er: „Komm, mein Söhnchen, komm — schnell — schnell!"

Dieser freundlichen Einladung konnte Hermann auch mit dem besten Willen nicht widerstehen. „Hinunter!" — rief's

in seinem Innern, und wie ein gespannt gewesener Fischbeinbogen schwippte er weit über dem Haupte des lauernden Monstrums hinweg ins weiche Gras hinab, und einem Wiesel gleich lief er der offenen Gartenpforte zu.

So schnell und mit solcher Schwuppticität hatte der freundliche Mann den pfiffigen Buben doch nicht erwartet.

„Ei du Schwerenot!“ — wetterte er, und wie ein wütend gewordenes Dampfroß keuchte und pustete er hinter dem Flüchtlinge her, der ihm aber, dank seiner flinken Beine, gar bald aus den Augen war.

Währenddem rutschte der Dick am Stamme herunter und fuhr mit anerkennungswerter Virtuosität auf das Rettung verheißende Loch im Zaune zu — ja — der Kopf schlüpfte durch, auch die Schultern errangen sich, wenn auch schon mühselig, die Freiheit — aber o weh — die eigensinnige zweite Hälfte des Dicken wollte partout nicht mit. Der arme Wicht schob und drängelte, aber es ging nicht mehr — der gute Peter hatte sich wieder einmal festgerammelt.

Was nun?

Ja, was nun? — Nun glaubt man wohl gar, daß hier eine schadenfrohe Schilderung all der Qualen des gefangenen Sünders folgt, der so schön handrecht für den gelben Henker des abscheulichen Reidhammels dalag, welcher den armen hungerigen Kerlchen nicht einmal die paar Pflaumen vergönnte?

Nein, es sei nichts weiter gesagt, als daß Peter hinfüro nicht mehr über einen Gartenzaun zu bringen war, und daß ihm drei Tage lang das Sitzen recht schwer zu werden schien. Dem guten Hermann that das ja in der Seele leid, aber er dachte dennoch: Im Grunde ist Peter doch wieder der alleinige Schuldige, denn — warum ist er so dick?



Drittes Kapitel.

Aufs Eis geführt.

Wenn das vorige Kapitel zeigte, wie der arme dicke Peter zumeist die von Hermann angeregten Koboldstreiche ausbaden mußte, so ist es geradezu eine Nothwendigkeit, jetzt auch noch zu schildern, wie Peter es versuchte, dafür dem windigen Freunde seinerseits ein Schnippchen zu schlagen. Es ist das schon um deswillen nötig, damit man die beiden künftigen Afrikareisenden durchschauen lernt bis in die innersten Kammern ihrer jugendlichen Herzen.

Und eine lustige Eisgeschichte soll aus dem Grunde zum besten gegeben werden, weil gerade auf diesem glatten Boden winterlicher Jugendlust der sonst so gewandte Hermann kein sonderlich gutes Renommee hatte; denn boshafte Kameraden behaupteten sogar in ihrer Spottlust, er müsse an Epilepsie, also an Fallsucht leiden, weil er nämlich mehr auf dem Eise lag als stand.

Wer aber kann für solche Dinge? Bei Hermann lag das vollkommen in der Natur seiner Bauart. Seine ziemlich langen Beine waren, wie schon früher erwähnt, von außerordentlicher Schnelligkeit, während der Oberkörper eine bewundernswerte Gemütsruhe besaß und niemals besondere Eile hatte. Wenn er nun mit Schlittschuhen versehen sich einmal aufs Eis wagte, so gingen ihm immer die Beine durch wie ein paar scheu-geordnete Rennpferde; der Oberleib bummelte gemütlich hinter-

drein, und die Arme fuchtelten wie zwei zornig gewordene Wegweiser in der Luft herum. Dadurch wurde seine Körperlínie immer diagonalér, das eine Bein flog hohnlachend in die Luft, um nachzusehen, wo Kollege Oberleib bliebe; das andere Bein konnte das Gleichgewicht allein nicht mehr halten, und mit einem Kralleffekte, der seinesgleichen suchte, saß Hermann mit dem Schwerpunkte seines geliebten Ichs auf „einem kühlen Grunde.“

Ach, wie gern hätte er auf die fragwürdige Lust der Eisfahrt verzichtet, aber er konnte doch unmöglich hinter seinem Busenfreunde zurückbleiben, der wunderbarerweise ein ganz passabler Läufer war.

In allen andern Dingen stand Hermann weit über Peters Leistungsfähigkeiten, besonders soweit dies kleine Ruhlosigkeiten betraf, nur im Schlittschuhlaufen war letzterer gewaltig im Vorteile, und darauf that er sich denn auch über alle Maßen viel zu gute, ja er sah sogar in dieser Beziehung voll mitleidigen Spottes auf Hermann herab.

Das war für den unerträglich. Er sann und sann, wie er den übermütigen Genossen einmal gründlich „aufs Eis führen“ konnte.

Ach, Fortuna war ihm ja immer hold, und so lenkte sie es auch hier, daß Peter selbst die Gelegenheit ausgrübelte, die Hermann vergeblich gesucht hatte.

„Du, Blindschleiche“ — was das übrigens für ein unschicklicher Name für ein wohlgestaltetes Menschenkind war! — aber Peter, der Hamster, nannte seinen Freund nun einmal so, weil dieser das Glück hatte, überall durchzuschlüpfen; aber dafür nannte Hermann jenen „Hamster“, lediglich seiner dicken Hängebacken wegen — also:

„Du, Blindschleiche!“ — rief Peter eines Tages, als sie sich auf dem Schulwege begegneten — „mein Onkel giebt morgen auf seinem Gutsteiche ein Eisfest mit großer Wett-

fahrt, du sollst mitkommen, die Kinder aller Gutsnachbarn sind eingeladen, also, mache dich zurecht, Onkel läßt uns morgen nachmittag im Schlitten abholen. Um sieben Uhr abends beginnt der Kummel bei brillanter Fackel- und Lampenbeleuchtung. Hol dir den Preis, du hast ja in dieser Beziehung immer „Dusel“.

Bei den letzten Worten „feixte“ der Hamster tückisch nach den windigen Beinen seines guten Freundes.

Aber der durchschaute den Schlingel sofort. Er fühlte, der Duckmäuser wollte sich für den Pflaumenbaum rächen, wo doch Hermann so aufopfernd gehandelt hatte; er wollte ihn vor seinem Onkel, den diversen Mäxchen und Basen und einer ganzen gewählten Dorfnoblesse lächerlich machen.

O dieser schlechte Kerl! Den armen Hermann überließ eine Gänsehaut, denn er sah sich bereits mit den Armen fuchteln, mit den Beinen schlenkern und mit großem Aplomp auf das Eis setzen — und noch dazu bei „brillanter Fackel- und Lampenbeleuchtung“. Aber mitgehen mußte er; auf keinen Fall durfte er merken lassen, daß er Angst hatte; der Hamster hätte ihn sonst verhöhnt all sein Lebtag lang.

Er schlug also mit verstellter Freude ein und that, als ob er des Preises, den Hamsters Onkel auf die höchste Leistung gesetzt hatte, schon völlig gewiß sei, welche Zuvorsicht den guten Peter schon wieder einigermaßen verstimmte.

Nächsten Tages, es war ein prächtiger Sonnabend, punkt drei Uhr kam ein gewaltig großer Bauernschlitten angeklingelt, in dessen Fond, geschwollen wie ein Großmogul, oder besser, aufgeblasen wie ein Ochsenfrosch, Freund Peter saß. Das Behikel hielt vor Hermanns elterlicher Wohnung, und von Müttern ermahnt, ja keine Dummheiten zu machen, setzte sich die Blindschleiche neben den Hamster, der sein armes Opfer mit heuchlerischer Freundlichkeit empfing, um es seiner Blamage entgegenzuführen.

Der liebe Mensch war unterwegs riesig übermütig; seine runden Backen glänzten vor Lust, und dabei behandelte er seinen Fahrgast mit einer so seltenen Zuborkommenheit, daß dessen ahnungsvolle Seele sich sagte: „Blindschleiche, hüte dich, der Hamster brütet einen schwarzen Plan.“

Hermann kannte ja seinen Herzfreund bis ins innerste Mark hinein; wenn der einen Mß vorhatte, so konnte er sich schon vorher vor Siegesfreude nicht zügeln. Da hieß es also aufpassen und dem Hamster auf die Finger gucken.

„Du, ich habe eine famose Idee“ — begann nach ungefähr einstündiger Fahrt der hinterlistige Peter, und dabei funkelten seine Augen so vergnügt, als ob sich's um die edelste Großthat handelte.

„Aha, jetzt kommt's“ — dachte Hermann und guckte dem Schelm mit so erwartungsvoller Schafsmiene in sein Spitzbubengesicht, als ob er von dem losbrechenden Schalksstreiche gar keine Ahnung hätte.

„Bist du in der hiesigen Gegend bekannt?“ — sondierte jetzt Peter mit anerkennungswerter Schlauheit.

„Nein“ — log Hermann, Gleiches mit Gleichem vergeltend, obwohl er in der ganzen Umgebung alle Wege und Schliche kannte wie seine eigenen Rocktaschen.

Zufrieden mit der Antwort schmunzelte der Hamster: „Ich finde das Fahren langweilig; was meinst du wohl zu einem strammen Distanzmarße?“

„Bin dabei“ — erwiderte Hermann lustig, das infame Spiel seines Freundes durchschauend.

„Aber auf getrennten Wegen.“

„Natürlich, selbstverständlich!“ — rief Hermann beifällig.

„Nun gut“ — erläuterte jetzt Peter sein betrügerisches Vorhaben — „wir kommen gleich an eine Stelle, wo rechts und links zwei gleichlange Seitenpfade abzweigen, jeder genau eine Stunde Wegs lang. Ich nehme den linken, du den rechten,

und der Schlitten behält die Landstraße. Wer dort, wo die Wege wieder in die Hauptstraße münden, den Schlitten zuerst erreicht, steigt ein und fährt sofort weiter; wer zu spät kommt, der muß zur Strafe per pedes apostolorum bis ans Endziel wandern. Einverstanden?"

"Natürlich!" — stimmte Hermann vergnügt ein, aber inwendig dachte er: „O du spitzfindiger Halunke, du willst mich anschmieren; aber warte!"

Indessen hatten sie die Seitenwege erreicht. Der liebe Peter weichte mit dem unschuldigsten Gesicht den Kutscher in seinen Plan ein; und der ahnungslose alte Mann, den der projektierte Wettlauf amüsierte, versprach, in halbem Trabe geradeaus zu fahren und an bewußter Stelle, die eine bekannte, von Fuhrleuten und wandernden Leuten vielbesuchte Schenke kennzeichnete, zu warten, dort den zuerst Ankommenden aufzunehmen und mit Gloria als Sieger in den Gutshof seines Brotherrn einzuführen.

Wenn Hermann die Gegend wirklich fremd gewesen wäre, so hätte er schwerlich Peters schlauen Plan durchschauen können; so aber wußte er nur zu deutlich, daß der ihm überlassene Weg rechter Hand in weitem Bogen von der Landstraße abführte, durch ein weitab liegendes Dorf sich zog und dann in verschiedenen Bogenlinien allerdings, aber vielleicht erst nach anderthalb Stunden wieder in die Landstraße einmündete.

Aber er wußte auch, daß Peters Weg zur linken Seite überhaupt nicht nach jener Schenke führte, sondern in ganz gerader Linie den großen Bogen der Landstraße abschnitt und nach längstens einer Viertelstunde wieder auf die Landstraße traf. Dort wollte er nun, soviel hatte Hermann herausgemerkt, den Schlitten wahrscheinlich heimlich von hinten her besteigen und, natürlich fahrend, so zuerst ans Ziel kommen, während der genasführte Freund den ganzen Weg bis ins Gut zu Fuße und noch extra auf weitem Umwege zurücklegen sollte. So

wollte ihn der pfiffige Peter zweimal „hereinlegen“; erstens sollte er viel später und recht ermüdet unter Gallogeschrei der Peterschen Sippschaft ins Gut kommen, und zweitens sollte er beim Schlittschuhwettlauf zum Gaudium aller Zuschauer das Eis mit seinem Körper messen.

Das war eine schlaue Falle, die ihm sein guter Freund gestellt hatte, aber er sollte selbst hineingeraten; Hermann beschloß, als er sofort den ganzen Plan begriffen hatte, dem falschen Peter zuvorzukommen.

Als sie nun beide den Schlitten verlassen und dieser auf Peters wohlweislich wiederholte Ermahnung in gemüthlichem Tempo weiter klingelte, zweigten die Wettläufer auf ihre Bahnen ab, die hüben wie drüben sich etwas thalabwärts senkten und durch leichtes Gebüsch von der Landstraße geschieden waren.

Peter beeilte sich nach Kräften, seine kleine Distanz zurückzulegen, um an Ende derselben den Schlitten zu erwarten und, da es schon zu dunkeln begann, ihn, vom Rutscher ungesehen, heimlich zu besteigen.

Auch Hermann lief rasch in seine Bahn ein; aber kaum zehn Schritte hatte er gethan, als er flugs die kleine Höhe nach der Landstraße erklomm, erst eine kleine Weile im Buschwerke hinlief und dann schnell wie der Wind und tief geduckt hinter dem Schlitten her rannte, den Britschensitz erfaßte und gewandt wie eine Katze auf das Fußtrittbrett desselben schlüpfte. Hier kauerte er sich gemüthlich auf der warmen Pelzfußdecke zusammen, heimlich, wegen des gelungenen Gegenstreichs, sich ins Täuschchen lachend.

Dem Rutscher war das Manöver natürlich völlig entgangen, denn der saß tief in seinen Pelz gehüllt auf dem Boche und brütete ebenfalls über einem Plane, der freilich durchaus nicht der Instruktion entsprach, die ihm der Herr Nefte seines Gebieters gegeben hatte.

Im gemüthlichen Tempo sollte er fahren; aber was hatte das für einen Zweck? Die beiden Schnellläufer wollten ja erst an der Schenke den Schlitten wieder besteigen, da war's ja gleichgültig, wie er fuhr. Außerdem hatten ihm Peters wie Hermanns Eltern ein kleines Trinkgeld gegeben; konnte er dafür nicht ein Gläschen heißen Grog in der Schenke genießen, in der warmen Stube seine alten frostigen Glieder auswärmen, anstatt hier auf der zugigen Landstraße halbtrab hinzufahren? Diese ganz vernünftige Idee war zur Reife gelangt in demselben Augenblicke, als Hermann das Trittbrett besetzt hatte. Der Idee folgte die Ausführung, ein Klaps mit der Peitsche genügte, die flotten Pferde in scharfen Trab zu setzen — und heidi, hast du nicht gesehen! — stürmte der Schlitten über die glatte Schneefläche hin der gastlichen Schenke zu.

Nach wenigen Minuten flog das Gefährt an der Stelle vorüber, wo Peters Fußpfad wieder in die Straße lief und wo er nach seiner Berechnung dem Schlitten noch zuvorkommen mußte. Jetzt aber, wo der Kutscher eine wahre Hehjagd begann, um nur recht lange in der Schenke sitzen zu können, war sein Spiel völlig verloren. Der Schlitten war schon weit, weit auf der jetzt schnurgerade hinlaufenden Straße gefahren, als Peter schnaubend und pustend aus seinem Fußwege heraus die Chaussee wieder betrat. Er schaute erst straßabwärts; da kam kein Schlitten, als er aber nach der Fahrrichtung hin lugte, da gewahrte er ganz in der Ferne auf der weißbeschneiten Straße einen kleinen dunkeln Punkt, der aber einen Augenblick später ganz im Zwielficht des einbrechenden Abends verschwand.

Der Tausend! Jetzt mußte er wahrhaftig die Wette auslaufen; noch dreiviertel Stunden Wegs lagen vor ihm bis zur Schenke. Fatal! — Aber er konnte sich Zeit nehmen, denn Hermann konnte auf seinem Umwege unter einundeinerhalben Stunde das Ziel nicht erreichen. So dachte er wenigstens und ging in mäßig schnellem Tempo voraus.

Nach reichlich viertelstündiger Fahrt näherte sich der Schlitten besagter Schenke. Einige hundert Schritte vorher glitt Hermann vom Trittbrette herab und drückte sich an die Seite der Straße, wo er wartete, bis der Schlitten vor dem Hause hielt und Friedrich, der Kutscher, ins Gastzimmer getreten war. Dann ließ er ungefähr zehn Minuten verstreichen, nachher aber setzte er sich in derben Galopp, damit ihn der Kutscher, der vom Fenster aus doch gewiß die Pferde im Auge behalten mußte, auch in Wirklichkeit einhergesaußt kommen sehen konnte.

„Hurra, gesiegt!“ — mit diesem Rufe sprang er in den Schlitten. Der alte Kutscher, noch das halbgeleerte, heiße Punschglas in der Hand, lief herbei und konnte kaum begreifen, wie der Junge jetzt schon den Weg zurückgelegt haben konnte.

„Du mußt doch geflogen sein, Jüngelchen!“ — meinte er; und als Hermann ihm nun gar noch — eigentlich der Wahrheit gemäß — erklärte, er sei gar nicht sehr gelaufen, habe sogar unterwegs fast ein halbes Stündchen ausgeruht, da fand der ehrliche Friedrich vor Verwunderung gar keine Worte; er trank sein Glas aus, bezahlte, und weil es doch ausdrücklich so ausgemacht war, daß der Erstangekommene sofort abfahren und der Verlierer der Wette zu Fuße folgen mußte, so setzte der Kutscher ohne viele Seelenkrupel sein Fahrzeug in Bewegung und brachte nach einer guten halben Stunde seinen jugendlichen Passagier an Ort und Stelle.

Die freundlichen Verwandten Peters wunderten sich zwar anfangs, daß ihres Nesses Freund allein kam; als sie aber von dem Wettlaufe hörten, da amüsierte sich namentlich der Onkel ganz gewaltig, denn solche Stücklein waren nach seinem Geschmack, das bewies ja auch der für heute abend ins Werk gesetzte Eiszettlauf.

Hermann hatte durch seine fabelhafte Leistung im Ansehen der Familie und der schon ziemlich vollzählig erschienenen großen und kleinen Gäste ganz bedeutend gewonnen; er wurde

aufs beste verpflegt und war im Handumdrehen zum Mittelpunkt der jugendlichen Gesellschaft geworden.

Aber leider schien das Eisvergnügen zu Wasser werden zu wollen. Der Wind war schon nachmittags umgesprungen und wehte einen lauen Atem über die Gegend; der Schnee färbte sich dunkel und das mittags noch wie Krystall funkelnde Eis des Gutsteiches wurde trübe und bekam einen schmutziggrauen Überzug; mit einem Worte: es war das schönste Tautwetter eingetreten, das auch die vorher noch spiegelglatten Wege und Landstraßen klebrig und schwer passierbar machte.

Peters Tante gedachte bei diesem Witterungsumschwunge ihres noch unterwegs weilenden Neffen; sie wollte, daß der alte Friedrich ihm entgegen fahre, aber Onkel meinte, das Bürschchen möge nur sehen, wie es vorwärts komme, habe es sich die Suppe eingebrockt, so möge es sie auch auslöffeln.

Und Onkel hatte ganz recht: Peter hatte sich durch Wind und Tautwetter hindurchgehaspelt; volle zwei Stunden nach Hermann kam er an — aber wie! Bis zu den Knien naß wie eine gebadete Maus, durchfroren, müde, hungrig und mit einem Gesicht, das aussah wie sieben Meilen böser Weg.

Die spottlustige Jugend empfing den hineingefallenen Distanzläufer mit einer Lachsalbe; Onkel meinte in seiner derben Weise, wenn es dem Esel zu wohl würde, dann ging er aufs Eis tanzen, und nur Tante erbarmte sich des niedergeschlagenen Buben, verhalf ihm rasch zu trockenem Fußzeug und filtrierte ihm warmen Kaffee in den knurrenden Magen, und schob dann als kompakte Nahrung noch ein paar Schinkenbrote nach. Dabei erholte sich Peters Stimmung einigermaßen, aber sein Freund Hermann schien für ihn gar nicht zu existieren. Er konnte ihm diesen Sieg über ihn nicht verzeihen, und nur der Gedanke an die Eisfahrt tröstete ihn einigermaßen; dort mußte ja das Blättchen sich wenden und Hermann Blamage ernten!

Da trat Onkel, der noch einmal den Witterungszustand

untersucht hatte, in das große, dicht mit Gästen gefüllte Zimmer und erklärte: „Die Eisfahrt ist futsch, denn der Teich ist mit Wasser überzogen und hat bereits einige Sprünge. Weil aber der Schnee weich ist und sich vorzüglich ballt, so soll zum Ersatz eine große Schnee-Bataille stattfinden, und zwar rings um den Teich herum, weil dort einmal die Champions und Pechfackeln angebracht sind. Der ausgesetzte Preis wird späterhin verlost.“

Die jugendliche Schar nahm diese Verkündigung mit einem brausenden Hurra auf, Hermann fiel ein Centnergewicht vom Herzen, nur Peter grollte, daß ihm jetzt noch seine letzte Aussicht, Hermann lächerlich zu machen, scheiterte. Nein, das durfte nicht sein, er hatte sich zu sehr auf diese Niederlage seines Busenfreundes gefreut, und so warf er sich gehörig in die Brust, trat vor die Menge und rief: „Wir sind extra wegen der Eisfahrt hierher gekommen; und wenn sich alle vor dem bißchen Tauwetter und den paar Sprüngen auf der Eisdecke fürchten, mich und meinen Freund geniert das nicht, denn wir haben schon ganz andere Dinge fertig gebracht; nicht wahr, Hermann, wir riskieren die Fahrt und laufen miteinander um den Preis?“

Hermann wußte ja nur zu gut, was sein vielgetreuer Herzbruder beabsichtigte; er hätte ihm am liebsten sämtliche Schneebälle der Welt an den dicken Kopf geworfen; aber er machte wie immer gute Miene zum bösen Spiel und erklärte sich zur Wettfahrt bereit.

Onkel und Tante machten noch mancherlei Bedenken geltend, aber Peter bestand auf die Wettfahrt, Hermann wollte sich keine Blöße geben, und so ging der Zug ab nach dem ziemlich großen Teiche, der dicht hinterm Gute lag. Die Knechte zündeten die Fackeln und Champions an, der ausgesetzte Preis — ein prächtiger weißer Ziegenbock — wurde herbeigeführt, und die ganze Gesellschaft nahm Aufstellung, um dem Schauspiele zuzusehen.

Peters Übermut hatte die höchste Staffel erreicht; er sah

Bereits seinen Freund mit gen Himmel gestreckten Beinen auf der morastigen Eisdecke liegen, und noch deutlicher sah er, wie er selber im Triumph den stattlichen Ziegenbock als Siegestrophäe heimwärts führte.

„Nun, wer hat noch Mut die Fahrt mitzumachen?“ rief er herausfordernd, als er beschlittschuht neben Hermann am Kampfplatze Aufstellung nahm.

Allgemeines Schweigen, denn die Fahrt schien selbst dem beherztesten Dorfsjungen bedenklich.

„Na, seht ihr, seht ihr, daß ihr alle keine Courage habt; Hasenfüße seid ihr alle miteinander, Feiglinge und Ofenhocker! Paßt auf, jezt sollt ihr was zu sehen kriegen — wer zuerst das andere Ufer erreicht, hat gewonnen — eins — zwei — und drei!“

Und los ging die Fahrt. Aber nicht wie sonst auf glattem Spiegel sauste Peter dahin, nein, mühsam strich er über das stumpfe Eis; und Hermanns windige Beine hatten's heute auch nicht eilig wie gewöhnlich, nein, sie hielten recht brav Balance mit dem Oberleibe, und die Arme hatten sonach nicht nötig, Halt suchend in der Luft herumzusaheln. Er nahm sich tüchtig zusammen; mochte Peter auch früher ans Ziel kommen und den Ziegenbock gewinnen, ihm war's recht, wenn er nur nicht zum Falle kam. Einige Augenblicke fuhren sie nebeneinander, aber dann strengte Peter seine ganze Kraft an, er stach seinen Partner aus, hatte schon die Mitte des Teiches hinter sich, mit Hurrageschrei strebte er dem andern Ufer zu, da — — krach! — krach! — ein Schreckensruf rings um den Teich — und Peter saß bis an den Hals, nur krampfhaft mit den Händen die Schollen haltend, in dem kalten Wasser. Die Eisdecke war mitten durchgeborsten und zeigte einen weiten Riß.

Aber im nächsten Momente sauste auch Hermann der gefährlichen Stelle zu, doch er gewahrte den breiten Spalt rechtzeitig, ein paar tüchtige Schwingungen noch, einen Sprung, und

leichtfüßig wie immer überslog er den Riß, kam glücklich jenseits auf die Beine, noch eine kurze Strecke und glücklich hatte er als Sieger und Gewinner des Ziegenbockes das sichere Ziel erreicht.

Und der kühne Peter, der siegestrunken gerufen hatte: „Paßt auf, jekt sollt ihr was zu sehen kriegen!“ — er hatte redlich Wort gehalten, ja, er bot der schadenfrohen Jugend ein gar köstliches Schauspiel: Erbärmlich schreiend und zappelnd hing er zwischen den geborstenen Schollen, flehte jämmerlich um Hilfe, rang mit dem immer nachbrechenden morschen Eise — und obendrein noch bei „brillanter Fackel- und Lampenbeleuchtung“.

Ehe der Onkel mit einer langen Rettungstange vorsichtig sich dem eingebrochenen Triumph-Fahrer nähern und ihn mühsam dem naßkalten Elemente entreißen konnte, war sein glühender Siegesübermut bis auf den Gefrierpunkt herabgesunken.

Der kleine Zwischenfall hielt die fröhliche Jugend aber nicht ab, noch eine zünftige Schneebataille in Scene zu sehen, natürlich erst, nachdem Hermann als Doppelsieger feierlichst seinen Ziegengbock im Triumphzuge herumgeführt hatte.

Peter lag inzwischen bis über die Ohren unter einem Berge von Betten und mußte ganze Ströme heißen Kamillenthees verschlucken. Das kalte Bad hatte für den stämmigen Jungen zwar weiter keine üblen Folgen — aber Distanzmärsche und Eiszettfahrten soll er nicht wieder unternommen haben.

Viertes Kapitel. Mit Dampf nach Afrika.

Während Hermann und Peter an jenem Sonnabende mit List und Gewalt um die Frage kämpften, wer die schnellsten Beine und die größere Gewandtheit in tollem Streichspielen besaß, hatten die Väter daheim in Gemeinschaft mit ihren verständigen Hausfrauen um die Lösung einer wichtigen Lebensfrage gekämpft; und als die Knaben, wieder versöhnt, am darauffolgenden Sonntage heimkehrten, da war auch dort die große Frage entschieden, und ein reges Leben und eine halb fröhliche, halb wehmütige Stimmung herrschte in den sonst so ruhigen, fast eintönigen zwei Häusern.

„Es geht nach Afrika, und zwar mit der nächsten Gelegenheit.“ — Das waren ungefähr die Worte, mit denen die Väter Freiling und Schmitt ihre heimkehrenden Erstgeborenen begrüßten. Es ist nie genau entschieden worden, wem von den beiden Busenfreunden der Mund vor Verwunderung am längsten offen stehen blieb, als sie diese unerwartete und doch für eine wanderlustige Bubenseele so überaus willkommene Kunde vernahmen.

Reisen, weit, weit in die Welt hinein, ohne von Eltern und Geschwistern sich trennen zu müssen! Fahren, monatelang, auf einem Dampfschiffe fast um die halbe Welt herum! Vertauschen das kleine Heimatnestchen mit dem berühmten Afrika! Wohnen unter einem ganz anderen Himmel und in

einer ganz anderen Natur und mitten unter lauter schwarzen Menschen, die eine wildfremde Sprache redeten! Sehen das unendliche Meer mit seinen Inseln, mit seinen Wogen und Brandungen, kurzum Dinge sehen und kennen lernen, die ihnen bisher nur wie ferne Märchensagen an das Ohr gedrungen waren, das alles mußte ein paar so lebensfrohe Seelen aufjauchzen lassen in ungebundenster Lust.

Aber, wie war das alles nur so gekommen?

Nun, eigentlich recht einfach und natürlich.

Große Stücke afrikanischen Landes waren teils durch Vereinbarung, teils durch Zwangsmittel in den Besitz europäischer Großstaaten übergegangen, damit sich die Besitznehmer vor allen Dingen für die Erzeugnisse ihrer Industrien Absatzgebiete und offene Handelswege verschafften, daß sie ferner ihre Weltmacht erweiterten und endlich und wohl hauptsächlich für ihre immer mehr und mehr wachsende Bevölkerung Boden gewannen, wenn das Heimatland, das ja um keinen Zoll breiter wird, dereinst nicht mehr Raum hat für die immer rapider wachsende Zahl der Seelen.

In dieses neue Stück Deutsch-Afrika mußten aber Leute, tüchtige, brauchbare Leute geschafft werden, die deutsche Sitte, deutsche Sprache, deutsche Arbeit, deutsche Zucht, kurz, guten, deutschen Geist dort einführen.

Wer hätte da wohl besser hingepaßt, als Vater Freiling und sein freundnachbarliches Seitenstück Herr Schmitt? Ein wahres Kleinod für die Kulturarbeit im wilden Osten des schwarzen Weltteils war doch gewiß ein Mann, der sich als Bäcker, als Koch und als Konditor den afrikanischen Wagen dienstbar machen konnte; und ist ein tüchtiger Hufschmied, trotzdem die afrikanischen Tiger, Elefanten und sonstige wilde Bestien vorläufig noch keine Hufeisen tragen, nicht überall einer der brauchbarsten Handwerker? Er kann Waffen und Werkzeuge fertigen, und heutzutage, da das Eisen eine so große

Rolle spielt, da ist der Schmied gewiß Hans Dampf in allen Gassen. Wenn er nun aber gar noch, wie Meister Schmitt, ein gesuchter Arzt für die gesamte vierbeinige Welt ist, da greift gewiß eine Regierung gern zu, wenn solch ein Mann helfen will, fleißige Hand an das große Kulturwerk zu legen.

Und die Kommission, welche von der deutschen Regierung beauftragt war, brave, brauchbare und tüchtige Kräfte nach Ostafrika zu senden, besann sich keinen Augenblick, Meister Schmitt und Meister Freiling mit ihren Familien zu verpflichten.

An jenem Sonnabende war ein Kommissar in den Häusern der beiden Männer, die sich bei der Regierung gemeldet hatten, eingetroffen; er hatte sie mit allen Pflichten, Rechten und Bedingungen bekannt gemacht. Freilich, jetzt, wo es galt, zum Auswanderungsplane bindend „Ja und Amen“ zu sagen, wo es sich darum handelte, Haus und Hof zu verlassen und der alten Heimat vielleicht für immer den Rücken zu kehren, da hatte es freilich einen heißen Kampf mit dem eigenen Herzen und auch mit den Ansichten der mehr heimatstgetreuen Hausfrauen gegeben. Als aber nach reiflichem Bedenken und nach Befräftigung des Sazes „Gott ist überall“ sich die Gemüter und Parteien geeinigt hatten, da waren die Beschlüsse gefaßt und die Verträge von beiden Familien rechtsgültig unterzeichnet worden. Die Bedingungen waren günstig, die Aussichten waren ganz befriedigende und von der deutschen Regierung garantiert.

Nach Monatsfrist mußten die Verhältnisse geordnet und beide Familien zur Abreise fertig sein nach der neuen deutsch-afrikanischen Heimat.

Es fanden sich sehr bald Leute, welche die kleinen Antwesen der auswandernden Familien käuflich übernahmen. Da mußte sich nun freilich von allem getrennt werden; nur die Werkzeuge der beiden Meister, die Betten und die notwendigsten Wäsche- und Bekleidungsstücke der Familienglieder und allenfalls kleine Dinge, an denen das Herz hing, durften in ihrem

Besitz bleiben, da eine so weite Reise die Mitnahme vielen Gepäcks nicht gestattet.

Und als nun der Tag der Abreise gekommen, als sich die Familien von Freunden, Nachbarn und Verwandten verabschiedet hatten, und als Hermann und Peter noch manches mahnende Wort von dem guten Herrn Walter mit auf den Weg gegeben worden war, da wurden eines frühen Morgens vor jedem Hause der Scheidenden wenige Kisten und Ballen auf einen Wagen geladen, dann traten die Auswanderer mit rotgeweinten Augen vor die Thür, schauten noch einmal das alte, liebe Heim, darinnen die Kinder geboren und ein Teil des Lebens für die Eltern in Frieden und gedeihlicher Arbeit hingegangen, von unten bis oben an, dann bestiegen sie alle den vorderen Raum des großen Frachtwagens, und mit schwerem Herzen, aber voll froher Hoffnung verließen sie das stille kleine Fleckchen Erde, das den unvergleichlichen Namen „Heimat“ führte.

Die Familien Freiling und Schmitt glichen sich einander nicht nur in ihrem Wesen, sondern auch in ihrer Zahl. Meister Schmitt sowohl als Meister Freiling hatten jeder ein fleißiges Weib, die beide miteinander auf freundschaftlichem Fuße gestanden hatten, solange ihre Männer sich zueinander hingezogen fühlten. Aber außer Peter und Hermann, die trotz ihrer verschiedenen jugendlichen Wettstreitigkeiten die besten Freunde waren, gab es auch in jeder Familie noch ein Mägdlein, die, dem guten Beispiele der Eltern und Brüder folgend, wie man so sagt, ein Herz und eine Seele waren.

Lotte war die Tochter Freilings, und Hanna nannte Meister Schmitt sein Nesthäkchen; denn das neunjährige rotwangige Dingelchen war ebenso gut das jüngste Kind des Roßarztes, wie das ungefähr gleichalterige Lottchen die Letztgeborene des Konditor-Bäckers war.

Und das war gut, daß die beiden Familien, bis auf ihre jüngsten Glieder herab, so trefflich miteinander harmonierten,

denn gute Freundschaft ist ein großer Schatz, besonders draußen in der fernen Welt und unter fremder Menschheit, die fremde Sitten und fremde Laute hat, und die mißtrauisch und beinahe feindselig dem weißen, europäischen Einwanderer gegenüber steht.

Bis zu der, mehrere Stunden entfernten Kreisstadt ging die Reise durch bekannte Ortschaften unter fast allgemeinem Schweigen; Alten und Jungen, selbst den reiselustigen Buben, war das Herz so schwer, die Brust von Abschiedsweh so zusammengepreßt, daß keines eines unterhaltenden Wortes mächtig war. Erst die Einfahrt in die ziemlich belebte Stadt zerstreute einigermaßen die trüben Gedanken; und als der Wagen vor der Halle des kleinen Bahnhofes hielt und das Aussteigen, das Abladen und Weiterbesorgen des Gepäcks und die Lösung der Reisetarten aller Thätigkeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, da erst traten wieder einiges Leben und freiere Stimmung in den kleinen Kreis ein. Die Kisten und Ballen waren kaum besorgt, als auch schon von weitem der Schnellzug heranbrauste, der die Heimatsmüden der nächsten Hafenstadt zuführen sollte. Wenige Minuten nur gab's Zeit zum Einsteigen und zum Verladen der Frachtstücke; an die Wagenfenster gedrängt, lauschten die Auswanderer noch einmal den Klängen der heimischen Laute, die aus dem Munde des geschäftig hin und her hastenden Bahnhofspersonals drangen, dann ein schriller Pfiff, ein kaum merklicher Ruck und hinaus in die Welt glitt der Schnellzug mit den beiden Familien.

In diesem neuen Gefährt, das laut polternd und rasselnd an Häusern, Gehöften, Gärten und Wiesen vorüberflog, kehrte das Heimatsweh aufs neue ein; aber nach und nach machte das herrliche Schauspiel der stetig abwechselnden Natur den Schmerz vergessen: die Kinder wurden gesprächig und machten einander aufmerksam auf all die Wunder und Sehenswürdigkeiten, die wie ein Riesenpanorama da vorüberhuschten; die

Väter begannen wieder allmählich an ihren Zukunftsplänen zu schmieden, und die Mütter rückten näher zusammen und gingen im Gespräch noch einmal all die Habseligkeiten durch, die sie mitgenommen hatten und suchten sich das Heim auszumalen, das ihrer im fremden Afrika wartete.

Lange dauerte die Fahrt, hie und da nur für wenige Minuten unterbrochen; die Mittagsmahlzeit mußten die Familien im Wagen während ununterbrochenen Dahinrasens einnehmen, und erst der anbrechende Abend führte sie an das vorläufige Ziel.

Brausend fuhr der Zug in einen schon erleuchteten Bahnhof ein, die Wagenthüren wurden aufgerissen, und der Ruf „Bremerhafen!“ forderte die Reisenden zum Aussteigen auf.

Bremerhafen! Die alte deutsche Hafenstadt war erreicht, von welcher aus schon unzählige Auswanderer hinausgesegelt sind auf den Wogen des Oceans nach allen Richtungen der Welt.

Millionen und aber Millionen heißer Abschiedsthränen mögen wohl dieses letzte Stückchen Boden teuren Heimatlandes getränkt haben, bevor die Scheidenden, die solche Wehmuts-tropfen weinten, die Kajüten der mächtigen Seeschiffe betraten.

Auch Meister Schmitts und Freilings Familien machten davon keine Ausnahme; sie rangen sich, wenigstens die erwachsenen Glieder, von der Mutter Erde los, die hier noch den Namen Deutschland trug; und erst, als sie sahen, wie Arbeiter ihre herbeigebrachten Frachtstücke über die Landungsbrücke zum Schiffe fuhren, das ruhig und majestätisch auf dem glatten Spiegel der hier beginnenden Nordsee lag, da schickten auch sie sich an, ihrem Eigentume zu folgen und die schwimmende Wohnung zu beziehen, die sie monatelang bergen und hinwegtragen sollte über die Untiefen des Weltmeeres.

Das Schiff, das sie betraten, war ein Transportfahrzeug, bestimmt, Soldaten der Schutztruppe, Missionäre, Lehrer und

geschickte deutsche Arbeiter verschiedenartiger Gewerbe nach Deutsch-Ostafrika zu bringen; die Endstation der weiten Reise war zunächst Zanzibar oder Sansibar, eine Insel ganz nahe der Küste Mittel-Ostafrikas; von hier aus sollten dann die Leute nach Gebrauch und Eigenschaft an das Küstenland der Kolonien gewiesen werden.

Was machten die bisherigen Bewohner jenes kleinen Landstädtchens für Augen, als sie einigermaßen Gelegenheit fanden, das schwimmende Gebäude näher in Augenschein zu nehmen! Zuerst der weitausgedehnte Raum des Deckes, das heißt eigentlich das flache Dach des Schiffes, welches eine freie Aussicht gewährt, soweit nur das Auge reicht. Und auf diesem Deck das fast turmhohe Mast-, Tau- und Takelwerk, die zwei riesigen Schornsteine, das Häuschen für das Steuerruder, die am Rande der Schiffsplanken hängenden Boote, das Hin- und Herlaufen der Schiffsbemannung, und doch überall die musterhafte Ordnung und peinliche Sauberkeit; das alles nahm ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß sie gar bald Heimat und Reiseziel vergaßen unter dem Eindruck all dieses neuen Lebens und Webens.

Die beiden Väter Freiling und Schmitt hatten nach dem Betreten des Schiffes sich und ihre Angehörigen beim Kommandanten der Expedition durch die Papiere legitimieren müssen, die ihnen der Kommissar damals, als er den Vertrag vollzog, ausgestellt hatte. Von diesem Augenblicke an standen sie nun alle unter dem Schutze jenes Offiziers, dem die Führung des Schiffes übertragen war, und ebenso empfangen sie von da ab ihre Verpflegung aus der Schiffsküche und hatten für nichts weiter zu sorgen, als für gehörige Ordnung in ihren Kabinen, die zur Befriedigung der beiden Familien im Zwischendeck dicht beieinander lagen.

Es war bereits dunkel, als die Auswanderer das Schiff betreten hatten; über der Aufnahme ihrer Personalien und

Anweisung der Wohnräume verging auch einige Zeit; und als sie nachher mit Erlaubnis des Kapitäns dem Treiben auf Deck ein wenig zusehen hatten und dann ihre Kajüten wieder aufsuchten, war die auf dem Schiffe gebräuchliche Zeit des Abendessens gekommen. Eine Glocke gab hierzu das Signal, und da auf einem Transportschiffe, wo doch die Passagiere wie eine Familie zusammengehören, möglichst ein jedes mit Hand anlegen muß, so eilten nach erhaltener Instruktion die Frauen aus den Kabinen zur Schiffsküche und empfingen dort, je nach der Kopffzahl ihrer Familien, reichliche Portionen.

Auf einem großen Brette brachten Mutter Schmitt und Mutter Freiling je vier wohlgefüllte Suppennapfe, einen tüchtigen Laib Schwarzbrot, ein Stück Pötsfleisch und ein Gefäß mit Salz, sowie einen Krug mit Dünnbier herbei. Die kleinen Familien setzten sich um den an der Wand befestigten Kajütentisch herum, sprachen, wie sie es von Haus aus gewöhnt waren, ihr kurzes Tischgebet und verzehrten dann mit recht gesundem Appetite das zwar sehr einfache, aber recht schmackhafte erste Schiffs-Essen. Nun galt es noch, das Nachtlager einzurichten. Neben der Wohnkabine befand sich noch ein Schlafraum, der vier schmale Ledermatraken enthielt. Die mitgebrachten Federbetten wurden über diese ziemlich harten Lagerstätten ausgebreitet, und nachdem sonst noch diese und jene kleine Einrichtung in der überaus engen Schiffswohnung getroffen war, begaben sich die kleinen Familien zur Ruhe, zum erstenmale im Leben schlafend über den Fluten des Meeres.

Zeitig am nächsten Morgen erweckte reges Leben die Passagiere des Schiffes, welches den stolzen Namen „Germania“ trug. Um sechs Uhr war die Lichtung der Anker, also das „Stecken in See“ — die Abfahrt angeordnet. Da gab es nun noch allerhand Arbeit zu verrichten, noch mancherlei Fracht- und Gepäckstücke an Bord zu schaffen und auch noch frühmorgens angekommene Passagiere aufzunehmen.

Flinker denn sonst waren Hermann und Peter und deren Schwestern Lotte und Hanna aus den Betten; flugs waren sie gewaschen und bekleidet, und ehe sie noch den Morgentrank einnahmen, der ihnen aus der Schiffsküche gereicht wurde, stiegen sie hinauf auf Deck, um nun beim Scheine der lachenden Sonne die Umgebung zu bewundern, und bei Abfahrt der „Germania“ dem zurückbleibenden Vaterlande noch einmal, und zwar die letzten Grüße zuzuwinken.

Welch ein herrlicher, überraschender Anblick für das junge Völkchen, als sie das Deck betraten und vorerst etwas zagend sich der Brüstung näherten, welche das Schiff wie eine niedere Schuttmauer umgiebt! Da lag weit ausgedehnt, wohin das Auge nur blicken konnte, das herrliche Meer, glänzend wie flüssiges Gold; denn der feurige Sonnenball hatte sich in seiner ganzen Glut soeben über den Horizont erhoben und goß seine Strahlen über die Fluten, daß sie sich widerspiegelten in weitem Umkreise. Ein leiser Morgenwind kräuselte die Oberfläche der Wassers, daß sich die Sonnenstrahlen in den lichten Wellen brachen und ein Schimmern und Schillern erzeugten, das die an solche Herrlichkeiten nicht gewöhnten Augen entzückte und blendete.

Und auf dem Schiffe selbst, da erschien ein Kopf nach dem andern durch die Öffnungen der Treppen, die aus dem Innern des Fahrzeuges auf dessen Oberfläche führten. Da tauchten lustige Kindergesichter auf, die gleich unsern zwei Geschwisterpaaren die weite Reise nach Afrika auch schon unternahmen, noch bevor sie die eigene Heimat auf einige Meilen hinaus kennen gelernt hatten. Da wurden Männer im dunklen Gewande sichtbar, denen man auf den ersten Blick ansah, sie verließen die Heimat, um im dunklen Afrika den Samen des Christentums zu streuen unter die verwilderten Horden des kulturlosen Küstenlandes.

Dann zeigten sich wieder die frischen Gesichter thatkräftiger

Handwerksmeister, an die sich zumeist Frauen schmiegen, die nach den Worten der frommen Ruth: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen“, ihren Männern folgten entlang der unendlichen Wasserstraße bis dahin, wo Pflicht und Arbeit ihnen „Halt“ gebieten würde.

Ja, das war ein kerniges Völkchen, das da nach und nach dem Schiffsraume entstieg. Man sah es ihm an, daß es eine Auslese gesunder, vollkräftiger, ehrlicher, deutscher Landeskinder war; keine Abenteurer, scheue Flüchtlinge, nutzlose Subjekte oder von Goldfeldern fabelnde Spekulanten, wie sie sonst manch ein Auswandererschiff aufweist, waren hier zu bemerken; nein, man sah, das waren Leute, enig mit sich selbst, zielbewußt und vertrauend auf ihr Können und auf den Schutz derer, die sie hinübersandten zur Lösung einer wichtigen Kulturarbeit.

In diesen Gesichtern war, wie auf dem Spiegel des Wassers, ein sonniger Schein ausgebreitet; auch die Luft war klar, soweit man schaute; nur in nächster Nähe, direkt über den Köpfen der schauenden Menge, wirbelten die beiden eisernen Schornsteine schwarze, dicke Rauchwolken empor, die in nördlicher Richtung aufstiegen und sich endlich auflösten, zu Nichts auflösten in der reinen Atmosphäre.

Die Maschinen waren also geheizt, und zischende, weiße Dämpfe, die zuweilen durch schlanke Röhren befreit werden mußten, zeigten an, daß die Kessel, kraftgesättigt, bereit waren, das Riesenmaschinentwerk in Bewegung zu setzen und das Fahrzeug hinauszutreiben in die offene See.

Und wie die Maschine bereit war, so war es jetzt auch die Bedienungsmannschaft der „Germania“; das flotte Hin- und her hörte allmählich auf, jeder ging an seinen Posten und es trat ordentlich eine feierliche Stille ein, gleichsam zur Würdigung der letzten Augenblicke am heimischen Strande.

Der Kapitän ging noch einmal die Schiffslänge durch, mit schnellen Blicken alle Vorbereitungen musternd, dann bestieg er

die Kommandobrücke, ein über dem Deck befindliches Gerüst, legte den Mund ans Sprachrohr, das hinab zum Maschinenraume führt, und gab das Zeichen zur Abfahrt.

In demselben Augenblicke begann das gewaltige Schiff in allen seinen Theilen zu beben und zu erzittern, wie ein lebendiges Wesen, dessen aufgeschrecktes Blut plötzlich in allen Pulsen jagt. Das rührte von der Maschine her, die ja gleichsam das Herz des Schiffes ist, und das jekt den mächtigen Dampf durch seine eisernen Pulse trieb und damit die pochenden und saujenden Gliedmaßen, nämlich die Kolben, Kurbeln und Schwungräder, in Bewegung setzte. Das Schiff machte eine ruhige Wendung, und nur an der Bewegung des Wassers gewahrte man, daß es bereits im Gange war und schnurgerade zunächst in nördlicher Richtung vorwärts glitt.

Jekt überkam wohl jedem, der nun unwiderruflich vom Heimatlande sich trennte, noch einmal das Wehegefühl des Scheidens. Wer noch umkehren mochte, jekt war es zu spät, jekt hatte das schwimmende Ungetüm seinen Lauf begonnen, und wen es hatte, den hielt es fest ohne Erbarmen.

O wie manches Auge schaute da vom Schiffe aus hinüber nach dem zusehends zurückweichenden Lande; manches paar Arme streckte sich sehnsüchtig noch einmal aus nach dem Boden, der immer mehr und mehr entchwand, und manche Hand grüßte noch einmal hinüber nach den Ufern, deren Gestalten und Umrisse immer undeutlicher wurden.

Aber auch das verlassene Land blieb nicht teilnahmslos.

Mancher Freund und Verwandter, alte Elternpaare, Brüder und Schwestern hatten ihre auswandernden Lieben begleitet bis an das Ufer der Nordsee. Denn wer ließe Angehörige dem unermesslichen und unergründlichen Weltmeere übergeben, damit es sie hinübertrage über Klippen und Untiefen nach den afrikanischen Wildnissen, der hat wohl das Gefühl, als solle er sie nie und nimmer wiedersehen; und wenn er

nur halbwegs kann, so giebt er ihnen das Geleite bis zum Meer, so wie man einem Toten das letzte Geleite bis zur Gruft giebt; und wenn dann das Schiff mit den Teuren sich in Bewegung setzt, da mag es den Zurückbleibenden zu Mute sein, als ob man langsam den Toten hinab in die Gruft senkt.

Und so wehten denn vom Strande herüber unzählige weiße Taschentücher, winkten Mützen und Hüte den Scheidenden Lebewohls und Segenswünsche nach. Aber diese Grüße kamen nicht nur von Anverwandten und Freunden, nein, weil das Schiff nach Deutsch-Afrika ging und Leute hinüberführte, die das Deutschtum drüben austreuen wollten, so hatten sich viele Einwohner Bremerhafens am Strande eingefunden, um den Landsleuten glückliche Fahrt und gutes Gedeihen zu wünschen.

Lange noch standen die Getreuen am Ufer, und lange, meist erfüllt von stummem Weh, standen die Reisenden auf Deck und schauten unverwandt rückwärts, bis Bremerhafen nur noch wie ein matter Streifen Landes erschien. Dann gingen viele von ihnen hinunter in die einsamen Kabinen, um sich, jeder nach seiner Art, seinen Empfindungen hinzugeben.

Auch die beiden Mütter Freiling und Schmitt nahmen ihre Töchterchen in die Arme und stiegen mit ihnen hinab in die winzigen Schiffswohnungen. Die Väter blieben nebeneinander stehen und sprachen nur einsilbig von dem und jenen. Die beiden Buben aber, Hermann und Peter, trösteten sich ungemein schnell. Was hatten sie denn zurückgelassen? Ein kleines, schrecklich langweiliges Nestchen mit fast erdrückend engen Schulbänken. Die Hauptsache hatten sie ja mitgenommen, ihre guten Eltern und ihre freundlichen Schwestern, das war ja noch mehr als eine Heimat.

Und nun hier, das prächtige Schiff, das sich immer weiter ausdehnende Meer, das war so ganz nach ihrem Geschmacke. Sie standen an der Schiffsbrüstung und schauten bald dem lusti-

gen Spiel der vom Schiffsrumpfe aufgeschauhten Wellen zu, bald hinaus in die blaue Ferne.

„Paßt auf, Bürschchen, jetzt geht's hinaus in die offene Nordsee“ — belehrte sie ein Matrose, der an sie herantrat — „ein Stück noch in dieser Richtung, dann fahren wir westwärts, um uns später südwestlich nach dem Kanal zu wenden, der England von Frankreich trennt.“

„Haben Sie die Reise schon einmal gemacht?“ — fragte der feste Hermann, und: „Mehr als einmal, meine junge Landratte“ — war die Antwort des schon halb ergrauten Bootsmannes; denn nichts Geringeres war der Mann, der sich den Buben genähert hatte.

„Dann kennen Sie wohl auch die Länder, an denen wir vorbeifahren, und die Seewege, die das Schiff einschlägt?“ — forschte Hermann in seiner zutraulichen Weise weiter, und der alte Seemann, dem das gesprächige Kerlchen gefiel, antwortete: „Das kenne ich gerade so gut, wie du daheim deine paar Gassen und die nächsten Nachbarhäuser, mein kleiner Kiekindiweh.“

„Dann erklären Sie uns vielleicht die Gegenden, die wir durchfahren, ein wenig; wir möchten uns alles aufschreiben, damit wir wissen, was wir alles durchgemacht haben“ — bettelte nun Peter seinerseits — und darauf erwiderte der Bootsmann: „Gut, das will ich euch schon erklären, aber wenn ihr aufschreiben wollt, was ihr alles durchmachen müßt, dann schreibt nur vor allen Dingen eine tüchtige Seekrankheit auf, denn die wird wohl das erste sein, das euch hier begegnet und gehörig beim Kragen schüttelt.“

„Die Seekrankheit?“ — fragten die beiden künftigen Afrikaner wie aus einem Munde — „muß denn die jeder kriegen?“

„Von zehn kriegen sie gewöhnlich acht, und von den achten kriegen sie sechs so gründlich, daß sie denken, der Himmel ist ein Dudelsack und das Meer eine Mistpfütze. Und wenn ihr

zwei hier so weiter steht und die Nasen ins Wasser hängt, dann wird's gar nicht lange dauern, bis euch die Geschichte zwischen den Rippen sitzt und dermaßen am Magen kitzelt, daß ihr euch wie junge Staken auf dem Lager 'rumkugelt und dabei die Engel im Himmel pfeifen hört."

Das waren nun freilich trübe Aussichten, die den Mut der reiselustigen Knaben bedeutend herabsenkten, aber der alte Seebär, der ihnen so trübe Prophezeiung gab, wußte auch Gegenmittel und sagte: „Na, ihr könnt auch zu den wenigen gehören, die sich durchschlängeln, aber da müßt ihr nicht fortwährend so ins Wasser gloßen; lehnt euch mit dem Rücken fest gegen irgend eine Wand auf Deck oder in der Kajüte, wo ihr nun gerade seid, das ist ein gutes Mittel gegen das Seefieber; und dann laßt nicht mit leerem Magen herum, sondern stopft euch ordentlich was hinein, was kräftig und dauerhaft ist."

Nicht mit leerem Magen herumlaufen! — Ei, das thaten sie ja soeben; sie waren heute noch völlig nüchtern, hatten im Trubel der Abreise und im Anschauen des Meeres und der ganzen neuen Umgebung ganz das Essen und Trinken vergessen. So was war ihnen doch noch niemals passiert!

Der alte Matrose hatte sich nach seiner letzten Rede wieder an seine Arbeit begeben, und die Knaben, die jetzt plötzlich den aufgeweckten Hunger deutlich spürten, eilten nach der Kajüte ihrer Eltern, um das Versäumte in möglichst vollem Maße nachzuholen.

Dort trafen sie auch die Mütter bereits damit beschäftigt, das Frühstück vorzubereiten. Manche der Frauen hatten auf dem Wege zum Schiffe daran gedacht, ihren Kindern den Abschied vom Vaterlande durch die Verabreichung einer tüchtigen Kuchenportion zu erleichtern, und hatten dementsprechend reichliche Einkäufe gehalten. Aber die beiden Nachbarsfamilien waren verständiger gewesen, und ganz besonders Meister Schmitt,

der doch als Heilkundiger — wenn auch nur der Tierwelt — die Wirkung der Nahrung auf den Magen kannte, hatte in besserer Weise Sorge getragen. Er hatte vorgeschlagen, ein paar tüchtige gepökelte Schinken und stark gewürzte Speisen mit aufs Schiff zu nehmen; auch eine Flasche voll kräftigen Magenlikör hatte man eingekauft, und so wurde denn jetzt eine Mahlzeit gehalten, die der Seekrankheit einen mächtigen Damm setzen mußte: Ein tüchtiges Schinkenbrot, dazu einen derben Schluck von dem kräuterduftigen Getränk; und als so ein guter Grund in den Magen gelegt war, brachte Meister Schmitt eine ansehnliche Büchse herbei, schüttete ihren Inhalt, der einen scharfen Gewürzgeruch verbreitete, auf einen Teller und sagte: „So, jetzt deckt mal die Schinkenunterlage mit einer ordentlichen Portion Mixpickles zu; diese delikate Arznei geb' ich zum besten, damit wir allesamt der gefährlichen Seekrankheit entweichen.“

Freilings und Schmitts verzehrten die wohlschmeckende Speise bis auf die Nagelprobe, während hier und da in den Kajüten Frauen und Kinder sich am Kuchen labten und die Männer nach genossenen Kaffee- oder Suppenportionen sich bei einer Pfeife Tabak gütlich thaten.

Fünftes Kapitel. Auf hoher See.

Die Reise, welche unter günstigen Umständen wenigstens eine Zeitdauer von vier Monaten erforderte, machte eine gründliche Einrichtung auf dem Schiffe notwendig. Die Passagiere erhielten vom Kommandanten die Anweisung, sich möglichst

häuslich niederzulassen und, soweit es der beschränkte Raum in den Kajüten gestattete, nützliche Beschäftigungen zu betreiben, damit während der langen Fahrt sich nicht etwa der Geist der Trägheit und des Müßigganges unter Erwachsenen und Kindern breit mache.

In einem großen saalartigen Raume wurden die Auswanderer zu bestimmten Stunden versammelt; dort machte sie ein Schiffsoffizier, der die Reise schon zu wiederholten Malen unternommen hatte, mit den Verhältnissen der afrikanischen Kolonien bekannt; er schilderte ihnen die Eigenschaften der verschiedenen Volksrassen, mit denen sie dort in Verkehr treten würden, belehrte sie über Klima und Bodenbeschaffenheit und machte sie aufmerksam auf all die Gefahren und Übelstände, die einem Fremden, Ueingeweihten auf unbekannter Erde begegnen können.

Die Kinder wurden angewiesen, weil doch ein geordneter Schulunterricht auf dem Schiffe nicht gut möglich war, fleißig ihre Nasen in die mitgebrachten Bücher zu stecken, oder sonst kleine zweckmäßige Handarbeiten oder sinnige Beschäftigungen zu unternehmen. Vor allen Dingen wurden sie ermahnt, untereinander verträglich zu sein und Frieden zu halten, damit sie drüben den afrikanischen Kindern in jeder Beziehung ein gutes Beispiel geben könnten.

Und weil doch die Familien und Kinder aus verschiedenen Gegenden Deutschlands herstammten und verschiedene Gewohnheiten und Gebräuche hier zusammenbrächten, so solle eines vom andern lernen, und das Beste, was man herausfände, solle man sich zu eigen machen, damit ein einziger guter Geist sie alle beseele, und diesen einzigen guten Geist sollten sie dann drüben den neuen afrikanischen Landsleuten einimpfen, wo es nur Gelegenheit gäbe.

Besonders die Spiele der Kinder sollten auf dem großen freien Platze des Schiffdeckes fleißig betrieben werden; die sinn-

losen und häßlichen Spiele wolle man dann auszrotten, und die anmutigen und gesitteten wolle man festhalten und sie nachher den kleinen afrikanischen Buben und Mädchen, die zumeist träge am Boden liegen oder entsetzlich freischend herumtoben, lehren; das solle das Geschenk sein, das die jungen deutschen Einwanderer den kleinen Eingeborenen aus ihrer nördlichen Heimat mitbringen.

Auch Instruktionen, wie sie sich in dieser und jener Beziehung auf dem Schiffe verhalten müßten, erhielten die Reisenden; namentlich wurde ihnen zur Pflicht gemacht, die peinlichste Sauberkeit in den Kabinen zu pflegen und sich möglichst viel durch den Aufenthalt auf Deck der frischen gefunden Seeluft auszusetzen.

Diese letztere Bestimmung war für die Kinder die willkommenste; namentlich Hermann und Peter, die nicht viel von der Stubenluft wissen mochten, beschloßen, von dieser Mahnung den ausgiebigsten Gebrauch zu machen.

Den ganzen Vormittag über hatten sie allerdings auf diese Freiheit verzichten müssen, denn jene Instruktionsertheilung, dann die Einrichtung in der Kabine und eine ordentliche Leselektion hatte ihre Zeit so in Anspruch genommen, daß sie nur zuweilen einen Blick durch die ziemlich kleinen Fenster der Kajüte aufs Meer werfen konnten.

Aber kaum war das Mittagessen vorbei, das heute aus einer tüchtigen Schüssel voll Reizgemüse und Fleisch bestand und ganz trefflich mundete, so ging es deckwärts und voller Entzücken wurde die reine, frische Seeluft eingesogen.

Und welch ein herrlicher Blick hinaus aufs Meer! Rechts in der Fahrrihtung, also nach Norden zu, nichts als Himmel und Wasser; und links, nach Süden zu, erblickten sie in beträchtlicher Ferne die grünlich schimmernde Gruppe der ostfriesländischen Inseln, von denen das bekannte Norderney wohl

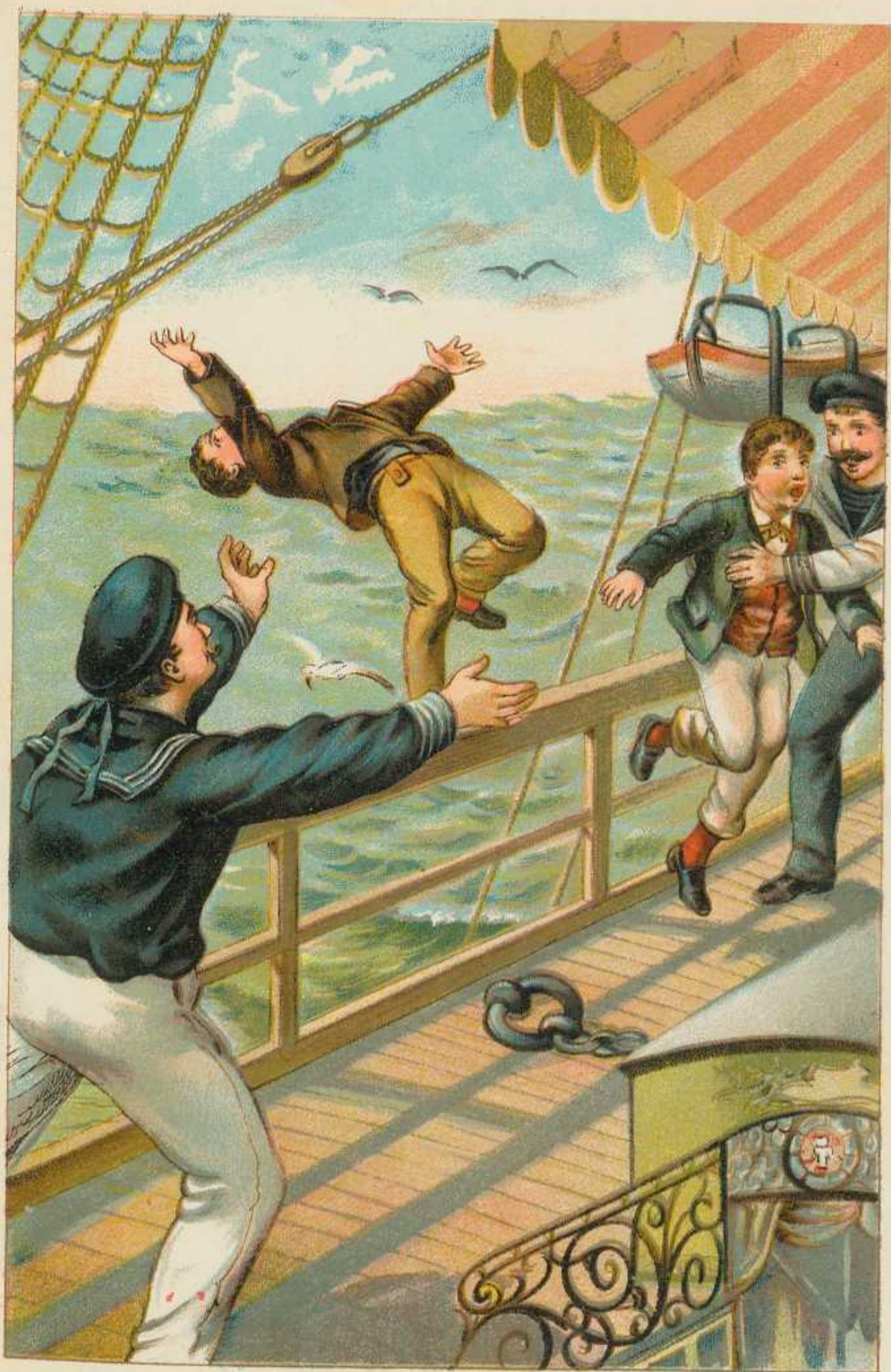
die schönste und von Gesundheit suchenden Menschen die meist besuchteste ist.

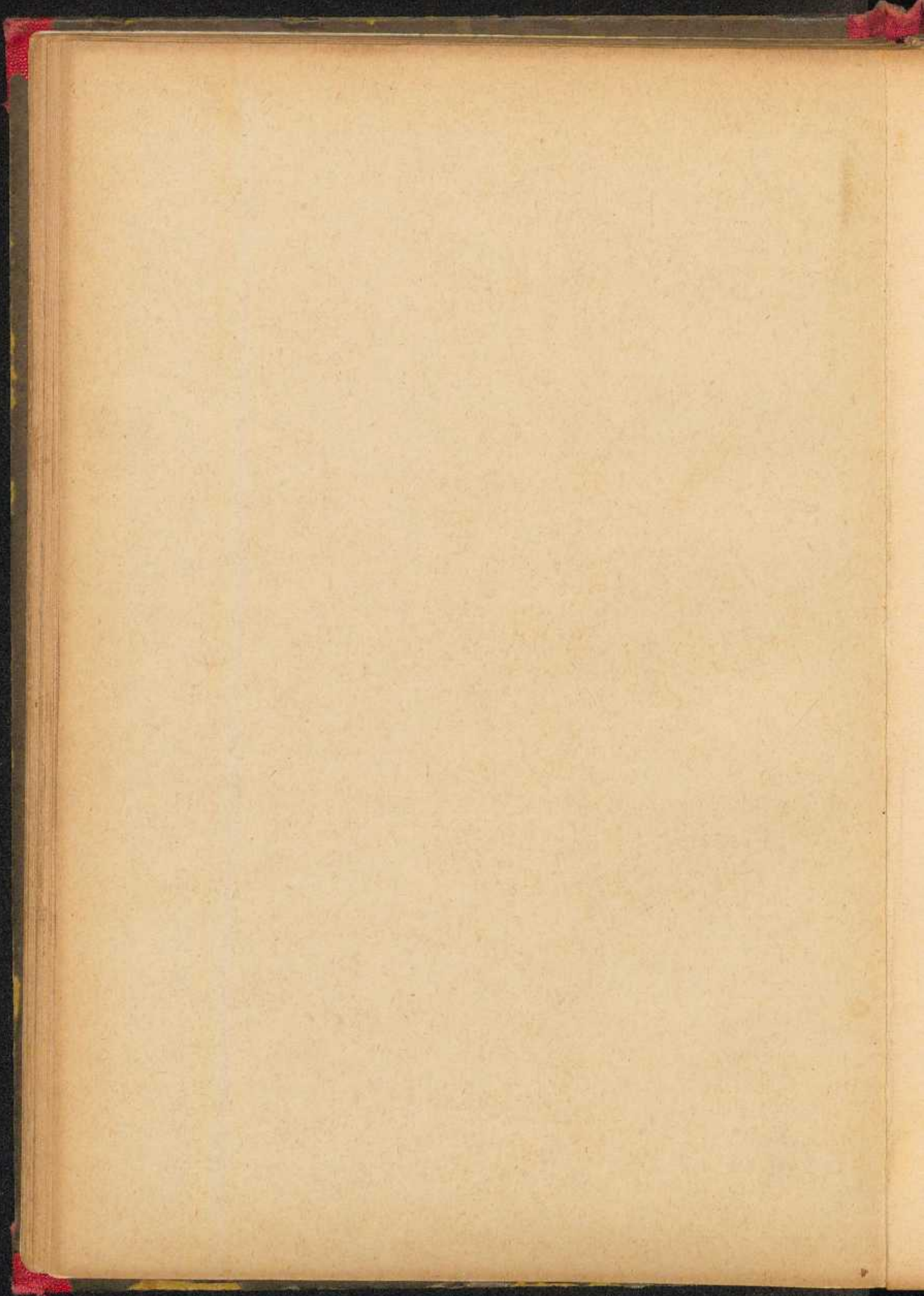
Stundenlang genossen Junge und Alte diese herrliche Aussicht. Das Schiff lief an den westfriesischen Inseln vorüber und nahm dann seinen Kurs mehr südlich, so daß sich dem Auge die Küste von Holland in der Ferne zeigte.

Bis lange nach Untergang der Sonne verweilte die Mehrzahl der Reisenden auf Deck, die Frauen zum größten Teil beschäftigt mit Handarbeiten, die Männer rauchend und plaudernd, und die Kinder spielend und auslugend bald nach dieser, bald nach jener Seite des weiten Meeres.

Wer aber das ganze Völkchen genauer betrachtete, der konnte wahrnehmen, daß bei diesem oder jenem das Interesse an der Schönheit der Fahrt sehr bald zu schwinden begann. Bleich und mit wässerigen Augen, mit zuckenden Gliedern saßen gar manche auf ihren niedrigen Stühlen und starrten teilnahmslos zu Boden. Mitunter schüttelte eine innere Erregung den ganzen schlaffen Körper. Andere hielten sich den Kopf mit beiden Händen, wieder welche fingen an sich zu krümmen und mit schlotterndem Schritt auf Deck hin und her zu wandeln, und verschiedene hatten schon längst im stillen die Kajüten aufgesucht und hatten sich dort in ein Winkelchen gekauert oder mit zusammengezogenen Beinen aufs Bett gelegt.

All diese sonderbaren Erscheinungen waren aber nichts anderes, als die herannahenden Vorboten der abscheulichen Seerkrankheit. Und als nach einer Nacht, da auf dem Schiffe mancher Seufzer und manch Stöhnen und Klagen erklungen war, die noch verschonten Passagiere das strahlende Sonnenlicht auf Deck begrüßten, da fehlte manch einer, der gestern abend noch vergnügt teilgenommen hatte an Unterhaltung und Spiel; er war in der Nacht gepackt worden von dem gefürchteten Seegepenst und lag jetzt winselnd und sich windend auf dem Lager, Trank und Speise verschmähend und nichts seh-





licher Herbeiwünschend als den Tod, damit er ihn von diesen grausamen Leiden befreie.

Freilich, die Erlösung durch den Tod tritt glücklicherweise nur ganz selten ein; denn die Seekrankheit ist durchaus nicht so gefährlich, als sie den Anschein hat. Sie äußert sich nur durch ein allerdings fast unerträgliches Übelsein; kalter Schweiß bricht dem Patienten aus allen Poren, wütender Kopfschmerz peinigt ihn oftmals auf das grausamste, und der arme Kranke hat das Gefühl, als ob sich ihm der Magen im Leibe immer umwende. Was er genießt oder genossen hat, das giebt der Magen, als der eigentliche Sitz der Krankheit, wieder von sich. Der Zustand ist ein unbeschreiblich widerwärtiger und läßt den Leidenden völlig gleichgültig gegen seine ganze Umgebung, vor allen erfaßt ihn Grausen und unbezwinglicher Ekel; und wer einen Seeranken zum erstenmal sich winden und gar elend jammern hört, der glaubt, einen Sterbenden vor sich zu haben, den keine Kunst auf Erden mehr zu retten im Stande ist.

Aber ganz anderer Meinung ist die Schiffsmannschaft, die jahraus, jahrein solche Fälle erlebt und längst daran gewöhnt ist. Diese Leute wissen, daß die Sache gar nicht so gefährlich ist und in zwei bis drei Tagen, oft noch früher, völlig von selbst vergeht. Die derbe Natur und das abgehärtete Wesen der Matrosen tragen deshalb oft dazu bei, daß sie sich über das Jammern und Wehklagen der Kranken lustig machen und in allerhand nicht böse gemeinten, grobkernigen Späßen ihren Spott treiben mit den armen „Seejungfern“, wie sie diejenigen gerne nennen, die zum erstenmal auf dem Meere sich befinden.

Die Krankheit forderte im Laufe des Tages und der darauffolgenden Nacht noch manches Opfer, freilich nicht alle in gleichheftigem Maße abschüttelnd; manche kamen sogar nur mit einem schnellvorübergehenden Unwohlsein weg und erholten sich bald wieder.

Aber wie recht der alte Bootsmann gehabt hatte mit seiner Rede: „Nur nicht mit leerem Magen herumlaufen, und nur hineinstopfen, was kräftig und dauerhaft ist!“ — das zeigte sich schon während der ersten Tage. Die mit reichlichem Gebäck, namentlich mit Kuchen gefütterten Kinder zappelten samt und sonders auf ihren Ledermatraken herum oder hockten heulend im tiefsten Winkel ihrer Kabinen.

Dagegen hatten die kompakten Schinkenbrote, der kräftige Magenlikör, vor allem aber die gewürzten Mixpickles an den Familiengliedern des Konditor-Bäckers und des Schmiede-Doktors wahre Wunderwirkung erzeugt. Nicht das kleinste Unwohlsein hatte sich gezeigt; angehaucht von dem frischen Westwinde, der nach einigen Tagen über das Meer herübersegte, tummelten sie sich auf Deck herum, gesund und wohl auf wie die Millionen Fische, die das Meer unter ihren Füßen belebten.

Und weil sie, namentlich die beiden kranken Jungen, so tapfer der tödtlichen Krankheit widerstanden hatten, so schloß sie der alte Bootsmann, der ohnehin lustiges, junges Blut gern hatte, in sein gutmütiges Seemannsherz und unterhielt sich mit ihnen, so oft als er nur konnte. Und wenn ihn seine Berufsarbeit hinunterführte in den umfangreichen Bauch des Schiffes, so blinzelte er den beiden Kerlchen mit den Augen einen leisen Wink zu, daß sie ihm folgen sollten. Da ließen sich Mosjöh Hermann und Peter nicht zweimal auffordern, flugs waren sie hinterher und glitten bis in den tiefsten Raum, das ist, bis zum Kiel des Fahrzeuges hinab. Hier sahen die Knaben den aus kräftigstem Gebälk zusammengefügtten Brustkorb dieses schwimmenden Seeungeheuers. Dieser Raum hat natürlich keine Fenster, da er viele Meter tief unter Wasser steht. Hier unten waren neben anderen massenhaften Gütern auch die Nahrungsmittel, besonders die Fleischfässer, Kisten mit Gemüse und Früchten, Kartoffeln u. s. w. aufgehäuft. Eine ganze Reihe großer Fässer gefüllt mit Süßwasser lagen hier nebeneinander, das von Bremer-

hafen aus mitgenommen war, weil das salzige Meerwasser weder zum Kochen noch zum Trinken zu gebrauchen ist.

Ein kolossaler Berg von Kohlen und große Schichten von Feuerungsholz nahmen den einen Teil des Kielraumes ein; denn die Kesselheizung, welche monatelang Tag und Nacht hindurch mittels Dämpfen die Maschine in Bewegung setzen muß, verschlingt unglaublich viel Brennmaterial, und fortwährend sind zwei Arbeiter thätig, Kohlen vom Kielraume aus nach dem Maschinenraume zu befördern.

Der Maschinenraum liegt über dem Kielraume in der Mitte des Schiffes und ist von letzterem ziemlich wasserdicht abgesperrt, damit, wenn etwa durch Auffahren auf Felsenriffe der Schiffsbau ein Leck, also einen Riß oder ein Loch bekommen sollte, das eindringende Wasser nicht sobald die Maschine und ihre beweglichen Glieder vernichten, sowie auch das Kesselfeuer nicht erfäulen kann.

Und eben diesen Maschinenraum und den Kesselraum bekamen die beiden Günstlinge des Bootsmannes bei solchem Rundgange öfters zu sehen. Eine Glut, als ob sie dem Höllenschlunde nahe kämen, hauchte die zweie an, als sie den Kesselraum betraten, und eine Feuermasse, als gälte es, das Meer zu fieden, loderte in dem riesigen Ofen.

Und die Maschine erst! Wie eine ungeheuerere eiserne Spinne, die hundert Glieder zugleich regt, so griff das majestätische Werk kreisend ineinander, einzig, um die Riesenschraube in drehende Bewegung zu setzen, die, aus dem Hinterteil des Schiffes ragend und dort, mit vier eisernen Flügeln versehen, gegen das Wasser arbeitend, das ganze Schiff fast geräuschlos, aber schnell nach vorwärts treibt.

Mehrere Tage waren schon verflossen, der Kanal, das heißt, die Meerenge, welche sich zwischen England und Frankreich hinzieht, war längst durchfahren und das Schiff befand sich bereits unter

dem 46. Bretegrade und dem 7. Länggrade westlich von Greenwich. Jetzt nahm das Fahrzeug seinen Kurs völlig südwärts, rechts nach Westen hin, freilich in weiter Ferne, Amerika liegend lassend, während zur Linken, also östlich, aber auch in unerkennbarer Ferne, noch europäischer Strand, nämlich der von Belgien und Frankreich, sich hinzog.

Auf dem Schiffe wirtschafte die leidige Seefrankheit noch immer fort; alte Opfer hatte sie losgelassen und dafür wieder neue gepackt. Aber eines hatte sie doch ganz für sich in Anspruch genommen; und trotzdem der Schiffsarzt, der die ernst werdende Gefahr bemerkte, alles that, um der häßlichen Seuche das fest gepackte Menschenleben zu entreißen, so trug doch der Tod den Sieg über die ärztliche Kunst davon und ließ als Zeichen seiner Macht eine bleiche, abgemagerte Mädchengestalt entseelt auf dem Lager zurück.

Es war die sechzehnjährige Tochter eines westfälischen Landmannes, der sich mit Weib und Kindern, zwei Söhnen und dieser einen Tochter der Expedition angeschlossen hatte, um mit den Seinen, die alle in der Landwirtschaft aufgezogen waren, drüben die Bodenkultur nach heimischem Brauche fördern zu helfen.

Ach, war das ein trauervoller Beginn dieser neuen Lebensrichtung! Kaum das Trennungsweh überwunden, welches das Scheiden vom heimatlichen Boden in jeder Seele rege macht, begann ein neues, viel heftigeres Weh die Herzen der armen Eltern und Brüder zu durchwühlen angesichts dieser bleichen Jungfrau, die der grausame Tod aus ihren Armen gerissen hatte mitten auf dem Meere, wo nicht einmal ein Grab im Schoße der Erde die letzte Hülle der Hingeschiedenen aufnehmen konnte. Keine Blume konnte ihr Totenbett schmücken, kein Kreuzlein konnte fernerhin den Eltern die Stelle bezeichnen, wo die Gebeine des Kindes ruhten.

Wie es Brauch auf Seereisen ist, und wie es ja auch

nicht anders thunlich wäre, müssen Verstorbene nach kurzer Zeit in die fast grundlose Flut versenkt werden, sehr bald, denn ein tagelanges Liegenlassen, wie auf dem Lande, wäre auf einem Schiffe, wo so viele Menschen eng beieinander wohnen, sehr bedenklich für die Gesundheit.

Während der Nacht war das Mädchen seinem Leiden erlegen, und nach der herrschenden Ordnung hatte der Arzt die Versenkung in das Flutenbett für die einbrechende Abendstunde angeordnet. In ein weißes Nachtgewand gekleidet, ein von freundlichen Händen gefertigtes weißes Papierkränzlein im Haar, lag die Entseelte nach Schiffsbrauch auf einem schmalen Brette hinter dem Steuerhäuschen auf Deck. Voll stummen Schmerzes umfaßen die Angehörigen das raue Lager des geliebten Kindes, und wenn die Mutter, die ihren Liebling so gern weich gebettet im stillen, sichern Grabe wüßte, einen scheuen Blick über das Meer warf, dann überlief kalter Schauer ihren Leib beim Anblick dieser unermesslichen Gruft, die nun bald ihr Teuerstes verschlingen sollte.

Das war ein Tag der Trauer auf dem ganzen Schiffe. So fremd sich all die Leute auch noch vor wenigen Tagen waren, aber die gleiche Wohnung auf demselben Fahrzeuge, das gleiche Reiseziel und derselbe Reisezweck, die tägliche Gemeinschaft hatte sie zu einer einzigen großen Familie gemacht.

Und so nahmen alle herzlich Anteil an diesem so sehr betäubenden Falle; eins nach dem andern trat leise hin zu dem Totenlager und schaute noch einmal in das starre Gesicht, auf welchem noch vor drei Tagen Jugendlust, Gesundheit und ein ganzer Himmel froher Hoffnungen ausgebreitet lagen.

Als die Stunde der Bestattung schlug, mahnte der Arzt, der solche Pflichten allein besorgt, die armen Eltern, Abschied zu nehmen von ihrer Tochter, da nun doch das einmal Unvermeidliche geschehen müsse. Die Mutter erbehte bei dieser Aufforderung bis ins Herz hinein, dann aber beugte sie

sich noch einmal zu ihrem Kinde nieder, streichelte ihm lieblosend die fahlen Wangen und flüsterte: „So schlafe wohl, du armes, liebes Kind, da unten auf dem graufigen Grunde des Oceans!“

Vater und Brüder drückten stummen Schmerzes voll der Verblichenen noch einmal die kalte Hand; dann traten vier Matrosen im Feiertagskleide heran und begannen die Versenkungsarbeit, wie sie üblich ist auf dem Meere. Das große, weiße Tuch, welches über das Brett gebreitet war, und worauf die Tote lag, zogen die Männer von beiden Seiten über den Körper, dergestalt, daß derselbe völlig hineingewickelt wurde und man zuletzt nur noch annähernd die Formen eines Menschen erkennen konnte; dann wurde mit einer langen, festen Leine der so eingewickelte Körper an das Brett geschnürt, das Ganze dann von den Matrosen aufgehoben und in langsamem, feierlichen Schritte zum Rande des Verdeckes getragen. Hier legten die Männer das Fußende des Totenbettes auf die Schiffsbrüstung, während sie den hintern Teil desselben mit ihren Armen stützten. Einer der Geistlichen, die zu Missionszwecken die Reise mit unternommen hatten, trat heran; er tröstete die Hinterbliebenen in ihrem Leide, sprach den Segen über die Tote und flehte den Himmel an, es an diesem einen Opfer genug sein zu lassen und alle, die in freudiger Hoffnung die große Reise unternommen hatten, gesund und ohne schwere Heimsuchungen bis ans Ziel zu führen.

Und während nach diesen Worten alle, wie zum letzten Gruße, ihr Haupt entblößten, hoben die Matrosen langsam das Kopfende der Verstorbenen in die Höhe und schoben das Brett behutsam über die Brüstung hinaus, bis es sich von selbst über dem Wasser nach abwärts senkte. An den Enden der Leine wurden Brett und Körper hinabgelassen, bis die Flut mit ihren weichen Wellen den Leib der Entschlafenen umfing; da erst ließen die Matrosen die Leinen fallen, im nächsten

Augenblicke schlossen sich die Wasser über dem Haupte des Mädchens und nichts war mehr zu sehen, als einen Augenblick lang ein leichtes Ringeln der Oberfläche, unter welcher schnell und doch sanft der starre Leib hinabsank auf den Meeresgrund.

Lange noch hafteten die Augen der Menge an der Stelle, die ein Glied aus ihrer Gesellschaft aufgenommen hatte, um es nun und nimmer zurückzugeben. Und erst als die Entfernung des Schiffes und die eintretende Dunkelheit jene Gegend den Augen der Passagiere entzog, zerstreuten sich diese und stiegen in ihre Kabinen hinab, ernst und wehmütig gestimmt durch das trübe Ereignis des Tages.

Sechstes Kapitel.

Befustigungen an Bord.

Die Ruhe der Nacht besänftigte die erregten Herzen wieder, und der neue Strahl des erwachenden Tages verwischte gar bald das Bild der Trauer, das über das Schiff gezogen war. Die Jugend, soweit die noch immer herrschende Seekrankheit sie nicht an die Kabinen fesselte, tummelte sich wieder seelenvergnügt auf Deck, und die Erwachsenen schauten voller Freude dem heitern Völkchen zu. Und das muß gesagt sein: Viele, Kinder wie Erwachsene, fehlten heute hier oben nicht; es war, als ob die Krankheit sich gesättigt habe an dem einen Opfer, das sie gestern hinwegschleppte. Neue hatte sie nicht mehr ergriffen, und solche, die gestern noch schwer daniederlagen, fühlten heute bedeutende Erleichterung und sammelten nur noch auf ihren Lagern Kräfte nach den überstandenen Leiden.

Der Kapitän des Schiffes, ein äußerst leutseliger Mann, dem der Trauerfall von gestern selbst recht zu Herzen gegangen war, und der nichts lieber hatte, als frohe Menschen in seiner Umgebung, der war besonders erfreut, als ihm der Arzt den gebesserten Gesundheitszustand an Bord meldete, und um möglichst rasch den trüben Eindruck der letzten Tage zu verwischen, ließ er heute der frohen Stimmung des jungen Volkes freien Lauf; er drückte gern ein Auge zu, wenn die Ausgelassenheit ein wenig über die erlaubten Schranken hinausging, ja er forderte sogar die Matrosen auf, den beherzteren Buben einige Kletterstücklein vorzumachen, und er versprach eine kleine Belohnung demjenigen der Knaben, der dies oder jenes Kunststück seiner gewandten Schiffleute nachmache.

Das rief natürlich unter den wettlustigen Buben einen großen Jubel hervor, und die Matrosen wurden bestürmt, das Wettspiel zu beginnen.

Da wurde nun zuerst allerlei Allotria hervorgesucht, den das lustige Schiffsvolk während der Feierstunden zu treiben pflegte. Es ist ja natürlich, auf dem Meere, wo Spaziergänge und all die unzähligen Vergnügungen, die das Leben am Lande bietet, nicht möglich sind, ganz andere Belustigungen erdacht werden müssen. Und diese sind zumeist auf Schelmenstreiche und allerlei Tollheiten zugespißt, die der etwas derben Weise der Schiffsmannschaft am besten zusagen.

Die meisten dieser Spiele werden immer auf Kosten der Neulinge, oder der Harmlosen und Leichtgläubigen berechnet. Da werden immer neue Schalkspoffen erdacht, bei denen irgend einer zum Hänschen gemacht wird und als Zielscheibe der Lach- und Spottlust der ganzen Gesellschaft gilt.

Da wurde nun vor allen Dingen die Taufe vorgeschlagen, und ein besonders schalkhafter Matrose erklärte der Bubenschar, die ihn umringte, in komisch-feierlicher Weise, daß ein richtiger Kerl, der zum erstenmal über das Meer fährt, unbedingt

die Seetaufe empfangen müsse. Er fragte nun, welcher von den Knaben wohl der Täufling sein wolle; und weil beinahe alle die Hand erhoben und vor Eifer den Matrosen fast über den Haufen drängten, so griff er einen besonders aufdringlichen, ziemlich unbändigen Jungen heraus und erklärte ihn zum Taufkinde.

Aber weil ein Schiffstaufkind ein passendes Taufkleid tragen mußte, so nahm ihn der schelmische Matrose mit in die Mannschaftskajüte hinab, um ihn zur Taufe vorzubereiten und dem großen Feste angemessen einzukleiden. Der Täufling mußte seine Jacke und Hosen ablegen und dafür diejenigen eines anderen Matrosen anziehen. Diese Bekleidungsstücke, welche dem Buben viel zu lang und zu weit waren, gaben ihm ein überaus drolliges Ansehen; und nachdem ihm sein Führer noch ein Stück Schiffszwieback und einen Schluck Rum als Taufspeise gegeben hatte, führte er ihn wieder hinauf auf Deck, wo er in seinem possierlichen Aufzuge mit frenetischem Jubel der gesamten Zuschauerschaft empfangen wurde.

Aber dieser Jubel war um so lebhafter, weil alle die inzwischen von den übrigen Matrosen getroffene Taufeinrichtung gesehen und daraus wohl bemerkt hatten, daß der arme Täufling ahnungslos in eine bereits gelegte Falle ging. Und auf diesen „Hereinfall“ freute sich die junge Gesellschaft ganz gewaltig. Eine Anzahl der neckischen Bemannung hatte nämlich einen sehr großen Wasserbottig herbeigeschafft und diesen in aller Geschwindigkeit bis an den Rand mit Seewasser gefüllt. Darüber wurde dann ein großes Stück Segeltuch gelegt, welches die Matrosen an allen vier Seiten festhielten und dicht über dem Wassertroge so straff ausspannten, daß von letzterem nicht das geringste zu sehen war.

Jetzt wurde der Täufling, der von dieser Vorbereitung natürlich keine Idee hatte, von seinem Begleiter herbeigeführt, und unter allerhand komischen Grimassen, die seine Taufpaten

— das waren die Männer, die das Tuch hielten — schnitten, legte ihn sein Führer behutsam auf das große Tuch, gerade über den Wasserbehälter.

Dann trat ein anderer Matrose herbei, der sich ein großes, weißes Tuch über den Leib gehangen hatte, um die Stelle des tausenden Priesters zu vertreten. Mit feierlicher Stimme hub er an zu reden: „Sintemalen und alldieweil hierliegende grünschnäbelige Landratte sich erkühnt hat, die Dielen unseres Schiffes zu betreten, um auf denselben hinüberzuschwimmen über die Gewässer, so man die große Pfüge nennt, so ist es Wille und Befehl des Beherrschers aller Seen und Meere, daß besagte naseweise Landratte beneht werde mit den Fluten, die er durchschwimmt, und daß er verschlucke ein paar tüchtige Mäuler voll von dieser kostbaren salzigen Feuchtigkeit.“ —

Nach diesen Worten ließen die Matrosen zu gleicher Zeit das gespannte Tuch locker und in selbem Augenblicke sank der Täufling bis über die Nasenspitze in den Wasserbottig; einen Moment ließen sie ihn darin herumzappeln, dann aber zogen sie mit einem Rucke das Tuch wieder straff, so daß der Eingeweichte aus dem Bottig heraus und hoch in die Luft geschneelt wurde. Sobald er auf das Tuch zurückfiel, tauchte er abermals unter, ein neuer Ruck, und wieder sprang er naß wie ein Frosch und mit den drolligsten Bewegungen in der Luft herum. Unter tosendem Jubel der ganzen Taufgesellschaft wiederholte sich das Experiment mehrere Male, bis der „Priester“ die „Einweichung“ für beendet und den Täufling für „seetüchtig“ erklärte.

Er wurde von seinem nassen Lager herabgerollt, und sprudelnd und sich schüttelnd wie ein gebadeter Pudel lief er zum allgemeinen Gelächter auf dem Deck herum, bis sich sein voriger Führer wieder erbarmte und ihn zur Kajüte brachte, wo er sich des durchnässten Anzuges entledigte und seine eigenen trockenen Kleider wieder anzog.

„Noch mehr! — Noch mehr!“ — bettelte die übermütige Kindermenge, die nach diesem Späße eine ungeheuere Heiterkeit erfaßt hatte, und weil auch die Matrosen nichts mehr lieben, als einen losen Scherz, so sprang einer derselben auf die Schiffsbrüstung, und mit den ausgebreiteten Armen balancierend, umlief er in wenigen Minuten das ganze Verdeck.

„Wer das nachmacht, wird Schiffskönig!“ rief er über die Köpfe der Zuschauer hinweg, und einige verwegene Burschen, ihnen voran Hermann und Peter, drängten sich mit dem Rufe: „Ich, ich, ich!“ — sofort heran.

Aber die Sache war doch nicht so leicht und ungefährlich, als sie ausah, und deshalb mischte sich der Kapitän, der doch für alles, was auf dem Schiffe geschieht, verantwortlich ist, hinein und verlangte, daß die Knaben zuerst eine Probe ihrer Geschicklichkeit ablegen müßten, bevor sie den gewagten Lauf entlang der Brüstung unternehmen dürften.

Eine lange Stange, genügend stark und haltbar, wurde mit ihren beiden Enden auf die Sprossen zweier herabhängender Strickleitern gelegt, in ihrer Mitte durch ein aufgestelltes Faß unterstützt, und über diesen schmalen, schwankenden Steg hinweg versuchten die Kandidaten um die ausgerufene Schiffskönigswürde ihre Kunst als Seiltänzer.

Wie oft hatten Hermann und Peter daheim sich in dieser Fertigkeit geübt! Keine Barriere, kein Geländer und am Boden oder über demselben gelegener Balken waren verschont geblieben; alle hatten, und wenn auch noch so schmal und schwankend, als lustiger Fußpfad dienen müssen, und so hatten sich beide eine ganz besondere Übung im „Barrierelaufen“ angeeignet.

Unter sieben Knaben, die hier die Brüstung umlaufen wollten und auf der Stange erst ihr Examen machen mußten, waren sie die einzigen, die glänzend bestanden. Einer nach dem andern hatte entweder die Balance verloren oder war infolge eines Fehltritts herabgepurzelt, aber Hermann taumelte nur einmal,

stellte aber durch eine rasche Bewegung das Gleichgewicht wieder her, während Peter ohne Schwankung sicher und schnell die ganze lange Stange überlief.

Er hatte das Beste geleistet; ein schallendes Händeklatschen und Bravorufen belohnte sein Geschick und selbst der Kapitän nahm teil an dieser Ovation und erlaubte Peter und dem nächstbesten Läufer, also Hermann, den Lauf um die Brüstung — natürlich mit der Vorsichtsmaßregel, daß neben jedem der beiden Wettenden ein Matrose herlaufen solle, um sie im Falle einer ernstlichen Schwankung vor dem Sturze zu bewahren.

Peter barst vor Stolz beinahe mitten auseinander; einen solchen Triumph hatte er doch noch nicht gefeiert. Selbst den lahngewandten Hermann zu übertreffen, das wollte doch etwas heißen!

In diesem überschäumenden Siegesbewußtsein schlug er vor, daß Hermann mit ihm Rücken an Rücken die Brüstung an einer bestimmten Stelle besteige, auf das Kommando: — Eins — zwei — drei! — solle der Lauf beginnen, der eine links, der andere rechts herum; dort, wo sie sich begegneten, wolle er sich niederducken, Hermann müsse über ihn hinwegklettern, und dann solle der Lauf weiter gehen bis zur Anfangsstelle; wer diese zuerst erreiche, der solle dann Schiffskönig sein.

Dieser Vorschlag wurde allgemein beifällig aufgenommen, ja, der Kapitän und verschiedene Passagiere, welche Gefallen an den beherzten Burschen fanden, versprachen noch kleine Geldgeschenke als Extrapreis für den Sieger.

Einige Frauen und namentlich die Mütter Freiling und Schmitt rieten von der bedenklichen Wette ab, aber die Väter waren nicht so ängstlich, denn für den schlimmsten Fall waren ja die Jungen ziemlich gewandte Schwimmer. Und als auch einige ältere Matrosen und besonders der Bootsmann erklärte, es könne den Burschen gar nichts Ernstliches passieren, ergaben sich die Besorgten der Mehrheit und schwiegen.

An der Ostseite des immer südwärts laufenden Schiffes wurden die Wettläufer, jeder von seinem Begleitmatrosen, auf die Brüstung gehoben und auf das Kommando: — Drei! — begann das Rennen. Den Blick fest auf die Barriere gerichtet, die Arme als Balancehalter seitwärts gestreckt, ging's in vorsichtigem Trabe vorwärts. Beide liefen wirklich so sicher wie die Eichfähen, dann und wann eine kaum bemerkliche Schwankung — die Begleitmänner, immer bereit, bei einem Sturze rasch ein Bein des Strauchelnden zu erfassen, trabten auf Deck hin, dicht neben den Wettenden her. Hermann hatte bereits das Steuerbord (hintere Teil des Schiffes) und Peter das Bugspriet (vordere Spitze) erreicht, noch hatte keiner einen Vorsprung vor dem andern; weiter ging's und auf der Westseite, genau der Ausgangsstelle gegenüber, fand die Begegnung statt.

Beinahe stumm hatten alle Passagiere die Läufer mit den Augen verfolgt, jetzt aber, wo die Übersteigung stattfand, hielt alles vor Spannung fast den Atem an.

Peter duckte sich nieder, daß sein Kopf beinahe die Bahn berührte; Hermann hob behutsam ein Bein nach dem andern über seinen kauernden Freund hinweg und wollte, um einen Vorsprung zu gewinnen, rasch weiter, noch bevor sich Peter erhob. Der aber, nicht weniger schlau als sein Kumpan, merkte diese Absicht und wollte rasch in die Höhe; aber o weh! — Hermanns Bein, das zuletzt den großen Schritt über das kauernde Hindernis that, schwebte noch in der Luft, und als Peter flugs in die Höhe schnellte, blieb Hermanns erhobener Fuß an seiner Achsel hängen. Da gab es hüben und drüben einen tüchtigen Ruck, Hermann verlor die Balance und taumelte dem Matrosen in die Arme, Peter aber, der sich rasch wieder niederduckte, verfehlte den rechten Griff, und ehe noch der begleitende Matrose zuspringen konnte, kollerte er über die Brüstung nach außen und stürzte mit lautem Geschrei ins Meer.

Schreckensrufe erschollen aus jedem Munde, und namentlich

die Mutter des Hinabgestürzten brach in lautes Wehklagen aus. Aber noch ehe sich nur jemand dessen versah, sprang der Matrose, dem die Beaufsichtigung Peters übertragen worden war, auf die Brüstung und mit dem durchdringenden Rufe: „Mann über Bord!“ — sauste er kopfüber hinab und fuhr wie ein Pfeil unter das Wasser dem Versunkenen nach.

Indessen war alles, was Beine hatte, nach jener Seite gelaufen und schaute in atemloser Spannung der Rettung des Verunglückten zu.

Die Maschine „stoppte“ sofort auf das Kommando des Kapitäns, und nach wenigen Augenblicken stand das Schiff still. Eben so schnell waren einige an der Schiffsaußenseite befestigte Strickleitern hinabgerollt worden, und andere Matrosen schickten sich an, ein Rettungsboot, deren ja mehrere am Kumpfe des Dampfers hingen, auszusetzen.

Indessen war der unerschrockene Matrose tief unter die Oberfläche des Wassers gefahren, in der grünen Flut offenen Auges nach seinem Schützlinge suchend.

Bekanntlich sinkt ein Mensch, der in ein tiefes Wasser fällt oder springt, nicht bis auf den Grund; nur ein Stück, je nach der Wucht und Höhe, die der Sturz hatte, taucht er etwa zehn bis fünfzehn Meter tief, dann aber drückt ihn die Gewalt des Wassers wieder nach oben.

Nach diesem Naturgesetze kam auch der versunkene Peter der Oberfläche wieder nahe, und rasch wie ein hinschießender Raubfisch schnellte der Matrose auf ihn zu, und mit ein paar tüchtigen Tritten gegen das Wasser schwang er sich mit Peter, den er an der Brust gefaßt über sich hielt, vollends nach oben, so daß zuerst der Kopf des Geretteten und gleich darauf derjenige des Retters erschien.

Mit lautem Hurra wurden die Aufstachenden begrüßt; und als Peter sich etwas erholt und Lust geschnappt hatte, schwamm er neben dem Matrosen her bis zu dem etwa hundert

Meter entfernten Schiffe. Peter mußte zuerst an der Strickleiter hinauf; flink kletterte der Matrose hinterdrein und nach wenigen Augenblicken standen die beiden wieder wohlbehalten auf Deck.

Peter war das frische Bad ganz gut bekommen; er wußte außerdem noch, wie Salzwasser schmeckte, und hatte auch Gelegenheit gehabt, sich unter dem Wasser ein wenig umzusehen. Die Wette aber hatte er verloren; er hatte nun einmal in solchen Dingen kein Glück.



Siebentes Kapitel.

Bei Sturm und Wetter.

In Arbeit, Spiel und Betrachtung des Meeres, das bis jetzt fast immer unter dem Scheine der Sonne gelegen und nur selten von leichten Winden leise bewegt worden war, hatten die Reisenden bereits ein großes Stück Seeweges zurückgelegt. Ohne sie freilich in der weiten Ferne erkannt zu haben, war die langgestreckte Küste von Portugal längst passiert worden. Die große Bucht, welche sich zwischen Portugal und Marokko bis nach der Straße von Gibraltar ins Land zieht, lag hinter ihnen, und damit war Europa verschwunden. Seit einigen Tagen bewegte sich das Schiff, wenn auch einige Seemeilen vom Strande entfernt, an afrikanischem Gebiete hin; es hatte bereits die kanarischen Inseln umfahren, und durchstrich nun unaufhaltsam die Gewässer des atlantischen Oceans südwärts vorüber an der ungeheuren Ausdehnung der Wüste Sahara.

Die Temperatur war bis jetzt von Tag zu Tag heißer

und drückender geworden, denn immer näher und näher kamen die Auswanderer dem Äquator.

Da fiel es denn eines Tages den Reisenden auf, daß der Kapitän und auch die erfahrenen Schiffsleute recht besorgt immer nach Westen blickten, dann untereinander sprachen und, wie in einer fatalen Lage man zu thun pflegt, ratlos die Achseln zuckten.

Hermann und Peter, die sich gern mit den Matrosen zu schaffen machten und namentlich an dem alten Bootsmann hingen wie die Kletten, bemerkten diese Unruhe natürlich auch und machten sich ohne weiteres an den Alten heran, ihn nach dem Grunde ihrer Besorgnis zu fragen. Der sonst ziemlich mürrische Seemann, der sich selten von Passagieren des Dampfers ausfragen ließ, schwieg auch heute eine kurze Weile und schielte nur noch einmal verstohlen nach Westen hin, dann aber, als könne er's doch nicht übers Herz bringen, seine beiden Lieblinge ohne Antwort zu lassen, zog er sie nach dem Steuerbord, wo gerade jetzt weder Passagiere noch Schiffsleute waren, und zeigte nach einem kleinen weißen Streifen, der für das Auge des Seekundigen ziemlich harmlos am blauen Himmel sich hinzog.

„Seht ihr dort drüben die kleine weiße Wolkenbank? — Die bringt uns ein Ungewitter, daß uns Hören und Sehen vergehen wird. Paßt auf, wie das Ding wächst, wie es immer näher kommt, und wie es uns in wenigen Stunden Donner und Blitz um die Ohren hauen wird, daß ihr Neulinge denken werdet, der jüngste Tag bricht an. Verkriecht euch also, wenn die Bescherung losbricht, in eure Kajüten, sonst könnte es leicht passieren, daß eine Sturzwelle solch ein paar Grünspechte von Deck spült, und da giebt's kein Wiederherausholen, wenn Gischt und Schaum haushoch ums Schiff herumsprihen.“

Mit erschrockener Miene schauten die Buben dem Unglückspropheten ins Gesicht; und als sie dann wieder nach dem Wölkchen blickten, um zu sehen, ob dieser kleine Streif denn

wirklich so gefährlich werden könnte, da war er wahrhaftig schon viel größer geworden und begann sich an den Rändern wie in Zacken auszudehnen. Allmählich färbten sich diese Ränder rot, und das vorher kaum bemerkbare Wölkchen wuchs und wuchs bis zum Ungeheuer heran; der Himmel verfinsterte sich und scharfe Windstöße pfiffen über den Ocean herüber, ähnlich wie einzelne Vorreiter, die die Ankunft eines ganzen Heeres verkündigen wollen.

Und von da drüben her, wo die Wolke zum grau-gefärbten Gebirge anwuchs, da rollte es leise wie ferne Geschütze, wiederum, als sollten erst kleine Zeichen oder Signale gegeben werden zu einer losbrechenden fürchterlichen Schlacht.

Auf Deck gab es eine fieberhafte Arbeit, aber die Befehle wurden von dem Kapitän ruhig gegeben und von der Mannschaft schweigend befolgt, so daß keine unzeitige Aufregung unter den Passagieren entstehen sollte.

Die Segel, welche bisher, von mäßigem Winde gefüllt, die schnelle Bewegung des Schiffes hatten fördern helfen, wurden jetzt gerafft, damit der anziehende Sturm sich nicht hineinlegen und das Schiff nach seiner Willkür hin und her schleudern konnte. Die Passagiere mußten hinab in ihre Kabinen und die Luken, die von Deck aus nach dem innern Schiffsraum führten, wurden geschlossen, damit das Wasser herangeschleudeter Sturzwellen sich nicht ohne weiteres in die Kabinen ergießen konnte. Die unheilverkündende Wolke in beinahe schwarzer Färbung bedeckte fast den ganzen Himmel, und nur ihre Ränder leuchteten wie heiße, weiße Dämpfe.

Etwa einundeinhalbe Stunde nach dem ersten Anzeichen brach das Unwetter los, mit einem Male, so plötzlich und mit vollster Wucht, als ob mit einem Zauberstrich tausend Thore zugleich geöffnet würden und die wilde Jagd hervorbrause heulend, pfeifend und kreischend aus Millionen heiseren Rehlen.

Tobender Sturm peitschte das Meer, daß die Wellen wie

in rasender Wut sich aufbäumten, mit Gischt und sprühendem Schaum um sich herumschlugen und wieder niederstürzten, von den nachfolgenden Wogen verschlungen. Dabei prasselte eine Regenflut hernieder, als ob von oben noch ein Meer ins Meer gegossen würde. Dann zerriß ein Blitz die dunkle Wolkenmasse, daß der Horizont für Augenblicke wie in feuriger Höhe erglühte und es aussah, als wolle das Meer in Flammen aufgehen. Und hinter jedem Blitzstrahl ein Krachen und Getöse des Donners von so ohrbetäubender und markerschütternder Gewalt, als ob Felsen zerrissen und Berge zertrümmert würden.

Und das Schiff, dieses Riesengebäude aus stämmigem Holz und gewichtigem Metalle, es ging auf und nieder auf den Rämmen der brausenden Wellen, als ob Riesenhände tändelten zur Kurzweil mit einem leichten Spielzeuge.

Die Maschine des Schiffes arbeitete mit vollen Kräften weiter, damit durch die Fortbewegung dem Sturme und der Willkür der Wogen wenigstens ein schwacher Widerstand entgegengesetzt wurde. Freilich, wohin das Schiff seinen Weg lenkte, das hing von der Laune der rasenden Elemente ab, denn in solchem Unwetter vermag das Steuer nicht viel zu thun gegen die gigantische Gewalt der Fluten.

Die dichte Finsterniß und der völlig bedeckte Himmel, der die Wegweiser des Meeres, die Sterne, nicht hindurchblicken läßt, lassen den Seefahrer völlig im unklaren darüber, wo er sich bei solchem Unwetter befindet, nur der Kompaß deutet noch an, nach welcher Himmelsgegend hin das Schiff getrieben wird. Und hier zeigte jenes Instrument, daß das Fahrzeug von dem tobenden Nordwest-Sturme mit rapider Schnelligkeit nach der klippenreichen Küste von Afrika in der Nähe der Verdischen Inseln zugetrieben wurde. Und rannte es in diesem tollen Laufe gegen eine solche Klippe, dann barst es, einem irdenen Gefäße gleich, mitten auseinander und versank mit allem, was es barg, in die unergründliche Tiefe.

Und wie sah es nun unter Deck aus, während über und neben demselben alle Himmelsmächte wie tollgewordene Bestien dieses greuliche Spiel trieben?

Frauen und Kinder hatten sich entweder auf ihre Matratzen oder in die Ecken geflüchtet, Augen und Ohren zuhaltend, um von Donner und Blitz nichts zu hören und zu sehen. Hier Jammern und Wehklagen, dort angstvolle Stoßgebete nach Oben, da dumpfes Ergeben in das erbitterte Schicksal. Nur Männer und Jünglinge, die ja von Natur beherzter sind, wagten sich zuweilen an die Luken, die, mit dicken Glascheiben versehen, jedes Eindringen von Wasser verweigerten.

Durch diese engen Fensterchen, die zeitweilig ganz mit Wasser überdeckt und dann wieder mit dichtem Schaum bespritzt waren, sahen sie nur einen geringen Teil des großartigen Naturschauspiels, das da draußen in Scene ging. Ja, wahrhaft großartig, erhaben, wunderbar war dieses Unwetter zu nennen, trotz seiner Gefährlichkeit für Leib und Leben und Hab und Gut.

Und wie der Mensch sich gar bald an alles gewöhnt, so schwanden auch hier die erste Furcht und das erste Grauen und Entsetzen, als die Leute sahen, daß das Schiff doch allen wütenden Angriffen der Sturmflut und des Ungewitters widerstand. Immer mehr und mehr wagten sich die verscheuchten Menschen aus ihren Winkeln hervor bis an die Gucklöcher der Kabinen, und die anfängliche Angst verwandelte sich allmählich in Bewunderung des schauerlich-schönen Kampfes der Wellen und Wolken mit dem entfesselten Sturme. Und kein Ende nahm dieses Wüten und Toben; unaufhaltsam strömte der Regen nieder, Donner und Blitz wurden immer heftiger, und der Sturm riß an den Planken des Schiffes und schüttelte die Masten und jagte in dem Takelwerke herum, als ob er kein ganzes Stück an dem stolzen Bau der „Germania“ lassen wollte.

Es war inzwischen Nacht geworden, und eine Finsterniß war eingetreten, daß buchstäblich die arbeitende Mannschaft auf Deck nicht die eigene Hand vor den Augen sehen konnte. Nur wenn die Blitzstrahlen wie feurige Riesenschlangen herniederfahren, dann stand alles unter einer blendenden Beleuchtung, die für Sekunden wenigstens den Zustand des Schiffes und die Umgegend erkennen ließ.

Hermann und Peter waren keineswegs die letzten, die sich hervorgewagt hatten, um den Verlauf des Wetters zu beobachten; und wenn sie auch zusammenfuhren bei jedem erneuten elektrischen Schlage, den die zusammenstoßenden Wolkenschichten hervorbrachten, so flüsterten sie sich doch die Meinung zu, daß ein solcher Aufruhr der Natur tausendmal herrlicher sei, als das ewig freundliche Lächeln der Sonne, das sie nun schon viele Wochen hintereinander gesehen hatten.

Nach und nach, freilich erst mit dem anbrechenden Morgen, schien sich das grollende Element wieder beruhigen zu wollen. Die Regenströme wurden dünner, der Blitz machte längere Pausen und der Sturm heulte nicht mehr mit diesen fürchterlichen Pfeiflauten; es war nur noch ein Knurren und Brummen, womit er seine Mißlaune zu erkennen gab, und angesichts dieser verrauchenden Wut ihres Peinigers wurden auch die aufgeschreckten Wellen wieder ruhiger; der Himmel klärte sich auf, und als um die Mittagszeit die Sonne ihren höchsten Standpunkt erreicht hatte, da blickte sie hernieder auf eine so spiegelglatte Flut, die so ruhig und unbeweglich dalag, als ob sie niemals aufbrausen könne wie ein hunderttausendköpfiges gichtspeiendes Ungetüm.

Auch auf dem Schiffe waren die Spuren des glücklich überstandenen Sturmes völlig verwischt. Die Segel waren wieder gespannt und von leisem Lusthauche mäßig gefüllt. Die Wassergüsse, die Regen und Sturzwellen über Deck geschüttet hatten, waren längst abgelaufen, und die zurückbleibende Feuchtigkeit

hatte die heiß herabfengende Sonne gierig aufgeleckt. Der Schreck war auch aus den ängstlichsten Gemütern gewichen, und frohe Stimmung herrschte auf Deck und in jeder Kajüte über die glücklich bestandene schwere Gefahr.

Am nächsten Tage umfuhr das Schiff die Verdischen Inseln, und von nun ab nahm es seinen Kurs mehr nach Südosten, schräg an dem Gebiete von Ober-Guinea vorüber.

Der Golf von Guinea, der sich weit ins afrikanische Land hinein erstreckt, und an dessen östlichster Einbiegung das Kameruner Gebiet liegt und der weit unten im Süden mit Nieder-Guinea endet, wurde nicht durchschifft, sondern diesen ganzen weitläufigen Bogen schnitt das Fahrzeug in fast schnurgerader Linie ab und nahm seine Richtung von der Nähe des Verdischen Kaps direkt herab zum „Kap der guten Hoffnung“.

Das Kap der guten Hoffnung ist die äußerste Südspitze von Afrika.

Nach mehrtägiger Fahrt hatte das Schiff endlich den Äquator erreicht, also die heißeste Gegend der Erde, und nun ging es immer weiter, da diese ganze ungeheuere Spitze von Südafrika umschifft werden mußte. Eigentlich wäre der Weg nach den deutschen Kolonien ja viel näher, wenn man am Kongoströme in Niederguinea landete und genau in östlicher Richtung den Erdteil durchquerte. Das ist aber völlig unmöglich, weil erstens keine Verkehrsstraßen existieren, und weil die Durchwanderung des weiten fremden Gebietes große Schwierigkeiten und noch größere Gefahren bereiten würde.

So mußte das Schiff also wenigstens die dreifache Entfernung zurücklegen. Ohne erwähnenswerte Zwischenfälle erreichte es endlich das schon oben erwähnte Kap der guten Hoffnung; das ganze Kapland wurde umfahren, also in östlicher Richtung, und nun, nach der Einfahrt in den indischen Ocean, ging es wieder nordwärts, nicht allzu entfernt vom Küstenlande, dem eigentlichen Ziele entgegen.

Nach langer Fahrt, während welcher sich die Auswanderer völlig an alle Strapazen einer Seereise gewöhnt hatten, landeten sie endlich an dem Orte ihrer vorläufigen Bestimmung — in Sansibar.

Achtes Kapitel.

Auf afrikanischem Boden.

Schon einen Tag vor der Landung gab es auf dem Schiffe wieder ein reges Leben. Kleider, Werkzeuge, Geschirre und sonstige Habseligkeiten, die während der langen Reise benutzt werden mußten, wurden wieder eingepackt und zwar wieder in transportmäßiger Form, weil Sansibar ja nur einen ganz kurzen Aufenthalt bieten konnte und schon am nächsten Tage die Weiterreise nach dem Küstenlande in Aussicht stand.

Nach einer Übereinkunft, die Deutschland im Jahre 1886 mit dem Sultan von Sansibar getroffen hatte, nahm letzterer das ganze Küstenland Ostafrikas in einer Breite von 2 $\frac{1}{2}$ deutschen Meilen für sich in Anspruch und wies den Deutschen das Hinterland als Besitz an. Diese Maßregel stellte sich aber bald für deutsche Zwecke als eine nutzlose heraus, da in so unkultivierten Gegenden gerade der Besitz des Küstenlandes die Hauptsache ist, um das hinterliegende Gebiet nutzbar zu machen.

Es wurde deshalb auch zwei Jahre später, also 1888, ein neuer Vertrag abgeschlossen, nach welchem zunächst auf die Dauer von fünfzig Jahren der Sultan von Sansibar das Küstenland an die deutsche Regierung verpachtet; sie nimmt alle Rechte, Einkünfte und sonstige Vorteile für sich in An-

spruch und zahlt dafür alljährlich eine entsprechende Entschädigungssumme an den Sultan ab.

In ganz Deutschland herrschte große Freude über diese Einigung; und wenn es auch viele gab, die sich einen besonderen Vorteil für das Vaterland aus diesem Kolonialwesen nicht versprachen, so hofften sie doch zum Wohle dieses schwarzen Erdtheiles, daß die Verbreitung des Christentums, die Einführung besserer Kultur große Fortschritte machen und somit der unmen schliche Sklavenhandel bald unterdrückt werde.

Aber mitten in diese Freude und Hoffnung hinein traf plötzlich die Nachricht, daß die Bewohner schaft der ganzen ostafrikanischen Küste im allgemeinen Aufruhr sei gegen die eingestellten deutschen Verwaltungsbehörden, und daß sie den geschlossenen Vertrag mit allen Gewaltmitteln bekämpften. Diese Leute wollten um keinen Preis unter dem Scepter deutscher Regierung stehen. Und gerade in dieser Zeit des Unfriedens und des Widerstandes war es, als die deutschen Missionare, Lehrer, Kaufleute, Handwerker und Landleute in Sansibar landeten.

Diese Landung war für die Ankömmlinge, wie für die Sansibariten ein interessantes Schauspiel. Ganze Scharen dunkelfarbiger Menschen in verschiedenen Trachten standen gaffend und nicht gerade mit sehr vertrauenerweckendem Ausdruck in Gesicht und Gebärden am Landungsplatze, der von einer Abteilung deutscher Schutztruppen und von Beamten der Verwaltung besetzt gehalten wurde.

Noch vor dem Verlassen des Schiffes waren die Reisenden von den Beamten begrüßt und in Empfang genommen worden; sie erhielten Kunde über die gegenwärtigen feindseligen Zustände, wurden zur äußersten Vorsicht und größten Friedfertigkeit ermahnt, und es wurde ausdrücklich davor gewarnt, in nächster Zeit mit Eingebornen der Küste in nähere Berührung zu treten.

Der größeren Sicherheit halber und im Falle feindseliger

Angriffe empfangen die erwachsenen männlichen Einwanderer geeignete Waffen, freilich mit der Weisung, sie nur im äußersten Falle der Gefahr und nur zur Verteidigung von Leib und Leben zu gebrauchen.

Nachdem alle soweit instruiert waren, sollten sie das neue Land zum erstenmal betreten, den fremden afrikanischen Boden, der jetzt ihre Heimat werden mußte.

Mit ihrem Handgepäck und den notwendigsten Dingen versehen, verließen sie familienweise geordnet das schwimmende Gebäude, das sie monatelang bewohnt hatten. Über die schwankende Landungsbrücke ging's hinüber, bis endlich eins nach dem andern, wer weiß, mit welchen Gefühlen, den Fuß auf afrikanische Erde setzte.

Unter Führung mehrerer Soldaten und Beamten durchschritten sie die Reihen der dunkelhäutigen Afrikaner, deren weiße Augen aus den braunen Gesichtern heraus die Fremden anlockten, die da herüber kamen, um fremdes Land, das doch als Eigentum der bisherigen Bewohner galt, durch neue Sitten und Einrichtungen umzuwandeln, und die sich gar zu Beherrschern und Lehrmeistern über sie hinwegschwingen wollten.

Ein Kauderwelsch, von dem die deutschen Einwanderer natürlich kein Wort verstanden, begleitete sie auf dem ganzen Wege, der etwas bergaufwärts nach einem ziemlich niedrigen, aber ausgedehnten, barackenähnlichen Holzgebäude führte.

Darin fanden sie zunächst Unterkommen, bis von der Verwaltungsbehörde einem jeden ganz nach Bedarf und Leistungsfähigkeit ein bestimmter Wirkungsort und Wirkungskreis angewiesen wurde.

Jede Familie fand hier einen weit größeren Wohn- und Schlafraum vor, als ihn das Schiff hatte gewähren können. Die Einrichtung darin war allerdings noch einfacher als in den Schiffskajüten, schon deshalb, weil der Aufenthalt hier höchstens für einige Tage berechnet war. Möglichst rasch wurden

die nötigsten Sachen und Geräte ausgepackt, denn jung und alt verlangte hinaus ins Freie; auf sicherem Erdboden wollten sie gern wieder einhergehen, nachdem sie monatelang nur Wasser und wieder Wasser unter ihren Füßen gehabt hatten.

Aber auch das Leben von Sansibar, die afrikanischen Häuser, Straßen, die Gebräuche der Bevölkerung wollten sie einigermaßen kennen lernen, und so gingen sie in einzelnen Gruppen unter der Führung eines oder mehrerer bekannter Matrosen der „Germania“, die hier einige Zeit vor Anker liegen blieb, in die Stadt hinein.

Die Familien Freiling und Schmitt hatten sich schon während der Reise immer fester und fester an den alten derben, aber grundehrlichen Bootsmann angeschlossen; und zur ganz besonderen Freude Hermanns und Peters und deren Schwestern Lotte und Hanna, die den wetterfesten Alten am liebsten „Onkel Veit“ nannten, übernahm dieser auch heute die Führung auf dem ersten „Spaziergange in Afrika“.

Natürlich galt das höchste Interesse aller zunächst den Inwohnern des Küstenlandes.

Das war nun freilich ein bunt zusammengewürfeltes Volk, und eigentlich gar nicht so anzusehen, wie die guten Deutschen es sich gedacht hatten. Auf Jahrmärkten, in Bilderbüchern und Beschreibungen von Völkerstämmen war ihnen der Afrikaner niemals anders erschienen, als in nackter Gestalt mit höchstens einem bunten Schurz um die Hüften, der bis zur Mitte der Oberschenkel reicht. Die Hautfarbe natürlich beinahe schwarz, den Kopf mit dichten, wolligen, ebenholzfarbigem Haar bedeckt und je nach Stamm und Stand mit Federn geschmückt. In der breitgedrückten Nase einen gewaltigen Ring, der bis über die schwulstigen Lippen herunterhängt, zwischen welcher letzteren zwei Reihen schneeweißer Zähne hervorstetschen, als wollten sie jeden Augenblick in das Fleisch der weißen Männer oder Frauen, die ihnen zu nahe kommen, einbeißen.

In dem vom Felle eines Löwen oder Tigers geschnittenen Gürtel vermutet man scharfe Messer und Dolche, Pfeile, Beile und sonstige angenehme Instrumente, womit sie ihren Feinden ein wenig Leib und Glieder zermekeln können, wenn sie in ihre Hände geraten; und endlich und vor allen Dingen kann sich der allgemeine Begriff einen Afrikaner nicht denken ohne eine wuchtige Keule, die er kreischend durch die Luft schwingt, wenn er Appetit auf ein Stück saftigen Europäerbraten verspürt.

Solche Wildmenschen, wenigstens in dem geträumten Urzustande, fanden die Einwanderer hier nicht.

In der Hauptsache fanden sie hier Araber, dann Indier, aber das vorwiegendste Element in Bezug auf die Menge waren die Neger. Diese bildeten aber nicht etwa, wie in ihrer tief im Erdteile liegenden Heimat, besonders abgeschiedene Stämme, sondern es ist ein Gemengsel von allerlei zersprengten Herkünften, und im großen Ganzen sind es Leute, die nur sehr wenig taugen, und bei denen von den guten und schlechten Eigenschaften ihrer Stammeltern zumeist nur die letzteren übrig geblieben sind.

In den Küstenorten, wo sie sich doch einer gewissen Ordnung unterwerfen müssen, sind sie zumeist Mohammedaner geworden und kleiden sich auch wie solche, nämlich mit einem langen, bis zum Knöchel reichenden, weißen, hemdartigen Kittel, und den Kopf bedecken sie mit einem Turban oder auch dem Fes, das ist eine rote Kappe mit hinten herabhängender Quaste. Die religiösen Außerlichkeiten der Mohammedaner halten sie so ziemlich ein, das heißt, sie beten in dieser Art, vollziehen auch die vorgeschriebenen Waschungen und nehmen sich, wenn sie nicht zu arm sind, nach mohammedanischer Sitte oder vielmehr Unsitte auch mehrere Frauen; aber dem Genuß geistiger Getränke, der dem Muselman streng untersagt ist, geben sie sich im geheimen fast alle hin, und viele von ihnen sind dem Brantweintrunke mit Seele und Leib ergeben. Im allge-

meinen sind diese Neger schrecklich abergläubisch; sie beten Fetische an, das sind zauberhafte Dinge und rohe Götzenbilder, und vor den bösen Geistern, die sie in allerhand unsinnigen Gestalten sich vorstellen, haben sie samt und sonders eine ganz heillose Angst. Und wer ihnen recht ernstlich weis machen kann, daß die bösen Geister diese oder jene Dummheit mit schrecklichen Strafen belegen, der kann diese thörichten Menschen damit leicht ins Bockshorn jagen und sie zum Gehorsam zwingen.

Die Küstenneger beschäftigen sich in der Hauptsache mit Fischfang und Ackerbau, und viele dienen als Sklaven dem Sultan von Sansibar oder den reichen Arabern und werden in den großen Kokospalmenwäldern beschäftigt, die sich beinahe längst des ganzen Küstenlandes hinziehen.

Die Sprache der Leute an der Küste ist das Kiswaheli, und in dieser Sprache heißen sie selbst „watu wa mrima“, das bedeutet „Küstenleute“ oder genauer „Leute an der Küste“. Diese Sprache ist ziemlich leicht zu erlernen, denn sie ist wortarm und hat ganz wenig Formen; und das ist ein Glück, denn wer dort leben will, muß sie verstehen, weil sie im Handel und im gewöhnlichen Verkehr beinahe ganz Ostafrika beherrscht.

Die hervorragendsten Eigenschaften der Neger sind die Lügenvastigkeit und die Faulheit, und ihre geistigen Fähigkeiten sind nicht höher, als etwa diejenigen eines deutschen zehnjährigen Jungen aus den untersten Volksschichten; deshalb gewinnen auch die viel klügeren Araber und die schlauen Hindus sehr bald Herrschaft über sie. Im übrigen sind sie sehr vergnügungssüchtig, oberflächlich, halbstarrig, hitzig, geschwätzig und mitunter recht niederträchtig und heimtückisch.

Die Indier, als die nächste Volksklasse der ostafrikanischen Küste sind viel mehr geistig begabt, als die Neger. In ihren Händen liegt hauptsächlich der Handel. Sitten und Kleidung hängen ganz von der Verschiedenheit ihrer Religionsart ab,

deren es ziemlich viele giebt. Die vorherrschendsten sind die buddhistischen Banianen und die mohammedanischen Hindus.

Für den Geschmack der Europäer sind die Banianen eigentlich die widerwärtigsten Menschen, welche Ostafrika bewohnen. Plumpe, schwerfällige und feiste Gestalten, beinahe nackt, nur ein Stück Musselin um die Hüften geschlungen, dessen Zipfel von hinten durch die Beine nach vorn zu gezogen und dort festgeknüpft sind. Man sieht von dieser Rasse auch nur Männer, denn nach religiöser Satzung durften sie ihre Frauen nicht mit aus Indien wegnehmen. Recht sonderbar sind die Gebräuche dieser Leute. Beim Essen zum Beispiel dürfen sie den Mund weder mit den Händen noch mit den Eßgeräten, wie Löffel, Napf, Becher und dergleichen berühren. Sie müssen also die festen Speisen in den Mund werfen und die flüssigen oder die Getränke aus einiger Entfernung hinein gießen. Natürlich haben sie darin eine bedeutende Fertigkeit erlangt, so daß ihnen diese Eßweise keine Schwierigkeiten macht. Aber es darf ihnen beim Essen auch niemand zusehen; das muß ganz im geheimen geschehen; überrascht sie aber irgend jemand dabei, so gelten sie für diesen Tag als unrein.

Diese häßlichen Banianen sind vielfach als Geldwechsler und Makler thätig.

Einen etwas besseren Eindruck machen die Hindus, die sich meist europäisch kleiden, aber fast durchschnittlich von kleiner, schwächlicher Gestalt, fahlem Aussehen und scheuem Benehmen sind. Sie machen in den Küstenorten nur sogenannte Schacher-geschäfte, bei welchen ihnen die Frauen, die sie mit sich haben, sehr gewandte Hilfe leisten. Überall kann man auf den Schwellen der indischen Kramläden die kleinen, ziemlich schmutzigen Indierfrauen mit untergeschlagenen Beinen sitzen sehen, angethan mit grellfarbigen weiten Hosen und geschmückt mit ziemlich schweren silbernen Arm- und Fußringen. Die großen reh-

braunen Augen würden die Gesichter gar nicht übel erscheinen lassen, wären sie nur einigermaßen rein gewaschen.

Im Innern solcher Indierläden ist nicht mehr und nicht weniger als Alles aufgestapelt, was nur das Herz der Neger und sonstigen Bewohner wünschen kann. Unter diesen Hindus giebt es außerordentlich reiche Leute, und ihre Schlaueit hat es dahin gebracht, daß die meisten Araber, die doch ziemlich klug und besonnen sind, sehr von den Hindus abhängen und ihnen oft tief und für alle Zeit verschuldet sind. Durch ihre unsauberen Wuchergeschäfte haben diese Indier vielfach die großen Nelfen- und Kokospalmen-Plantagen der Araber in ihren Besitz gebracht, so daß diese Güter den betrogenen Arabern meist nur noch dem Namen nach gehören.

Von einem der reichsten Hindus in Sansibar mit Namen Sewa Gadschi sagt man mit Bestimmtheit, daß er sich nach und nach ein Vermögen von 30 Millionen Mark erworben habe.

Aber trotzdem bilden die Araber den einflußreichsten und wichtigsten Bevölkerungsteil in Ostafrika. Schon vor ungefähr 400 Jahren sind sie aus ihrer Heimat meist über das rote Meer herübergezogen und haben sich im Laufe dieser Zeit fast zu den unbestrittenen Herren Ostafrikas gemacht. Und diese Macht erreichten sie vor allen Dingen durch ihre imponierende Erscheinung, aber auch durch ihre Moral und ihr ganzes würdiges Verhalten, das hoch über dem der stumpfen Negerbevölkerungen steht.

Aber trotzdem die Araber weit über den Negern und Indiern stehen, haben sie doch ihre Rasse nicht rein erhalten können. Sie haben sich vielfach Frauen aus fremden Volksrassen genommen und die Nachkommenschaft ist eine schwächliche und nicht besonders tugendhafte geworden. Nur der fortwährende Zuzug echter Araber hat es ermöglicht, daß heute noch das reine Arabertum den Vorrang hat. Und weil die Araber ein kriegerisches Volk sind, so waren auch sie es, die in der Hauptsache an dem Aufstande sich thätlich beteiligten, aber wohl auch

deshalb, weil sie als dort herrschendes Volk sich am meisten in ihren Rechten von den Europäern verletzt fühlten.

Die Neger beteiligten sich aus Gleichgültigkeit, aber auch aus Feigheit nicht an diesen Revolten, und die Indier thaten es aus Schlaueit nicht. Wohl hezten sie die Araber auf und führten im stillen den Unfrieden herbei, aber selbst legten sie nicht Hand an, weil sie viel zu gut wußten, daß sie sich damit nur schaden würden, weil einer Macht gegenüber, wie die europäische ist, doch dauernd kein Widerstand geleistet werden konnte.

Indier und Neger hatten auch durch die neue europäische Macht nichts zu verlieren; denn ihre geringe Fischerei, Bodenbebauung und den Warenschacher würde ihnen ja niemand nehmen; aber der Araber wußte genau, sobald europäische Gesetze in Ostafrika gültig waren, dann hatte der Sklavenhandel ein jähes Ende, und diesen Handel mit Menschen betrieben ja die Araber im ausgedehntesten Maße.

Das also waren in der Hauptsache die Menschen, welche die neuen Einwanderer in Sansibar zunächst antrafen; und das waren die nicht gerade günstigen Zustände, die sie bei ihrer Ankunft fanden.

Auch die Häuser und sonstigen Gebäude entsprachen nicht ihrem europäischen Geschmacke; rauh und kahl, bei weitem nicht so wohnlich und freundlich, als in der alten Heimat, starrten sie die muselmännischen Wohnungen an, die, lang hingestreckt und niedrig, eher den Eindruck von Gefängnissen machten, als denjenigen gemüthlichen, welchen die Stadt- und Landhäuser im deutschen Lande ausüben.

Freilich die Vegetation, die in so heißer Zone äußerst lebendig und üppig ist, machte einen guten, ja einen großen Eindruck auf die Neu-Afrikaner. Diese Unmassen schlanker Dattelpalmen und die vielstämmigen Bananen mit ihren mehr als mannesgroßen Blättern, Apfelsinen-, Mandarinen-, Granatäpfel-, Limonen- und Mangopflaumenbäume erfreuten

die Herzen namentlich des jungen Volkes in ganz besonderem Grade.

Aber so fruchtbar das Klima dort für diese überreich gesegnete Vegetation ist, so ungesund ist es für die Europäer; diese tropische Hitze wirkt ungemein erschlassend, entnervend und schwächt nach und nach Geist und Körper, wenn beides nicht von vornherein sehr widerstandsfähig, elastisch und von kerniger Gesundheit ist. Diese Äquatorglut und die aus dem Meere aufsteigenden heißfeuchten Dünste erzeugen auch nicht selten böse Fieberkrankheiten, die manches Menschenleben fordern.

Neuntes Kapitel.

Die neue Heimat im schwarzen Erdteile.

Eine Woche ungefähr verblieben die Einwanderer in ihrem Barackenlager; denn die Behörden, die alle Hände voll zu thun hatten mit der Unterdrückung des Aufstandes, konnten nicht sogleich die zweckmäßige Unterbringung der Leute besorgen. Und bei den Unruhen konnte man es auch nicht wagen, sie nach zu kleinen Ortschaften zu senden, wo sie dem Schutze der Truppen zu fern waren.

Endlich war die Verteilung bestimmt; nach allen Richtungen des Küstengebietes gingen die Ansiedler auseinander, und Meister Schmitt und sein alter deutscher Freundnachbar Freiling hatten auf besonderes Ansuchen das Glück, miteinander nach einer kleinen Ortschaft ganz in der Nähe von Bagamojo, ungefähr gleich weit von Sansibar wie von Dar es Salaam entfernt, verwiesen zu werden.

Von Sansibar bis Bagamojo wurde die Reise mittels klei-

neren Fahrzeuges auf dem Seewege zurückgelegt; dort wurde das Gepäck der beiden Familien auf einen großen Karren geladen, der von zwei Eseln bespannt nach dem Bestimmungsorte abging, und zwar unter Führung eines mit den nötigen Papieren und Instruktionen versehenen Soldaten der deutschen Schutztruppe, die an fast allen Orten kleine Wachtstationen eingerichtet hatte.

Auf dem nur wenige Stunden langen Marschwege folgten die Familien dem kleinen Gespann zu Fuße. Rechts und links der schmalen Straße standen herrliche Limonenbäume und spendeten nicht nur einen überaus würzigen Duft, sondern auch wohlthätigen Schatten inmitten des tropischen Sonnenbrandes.

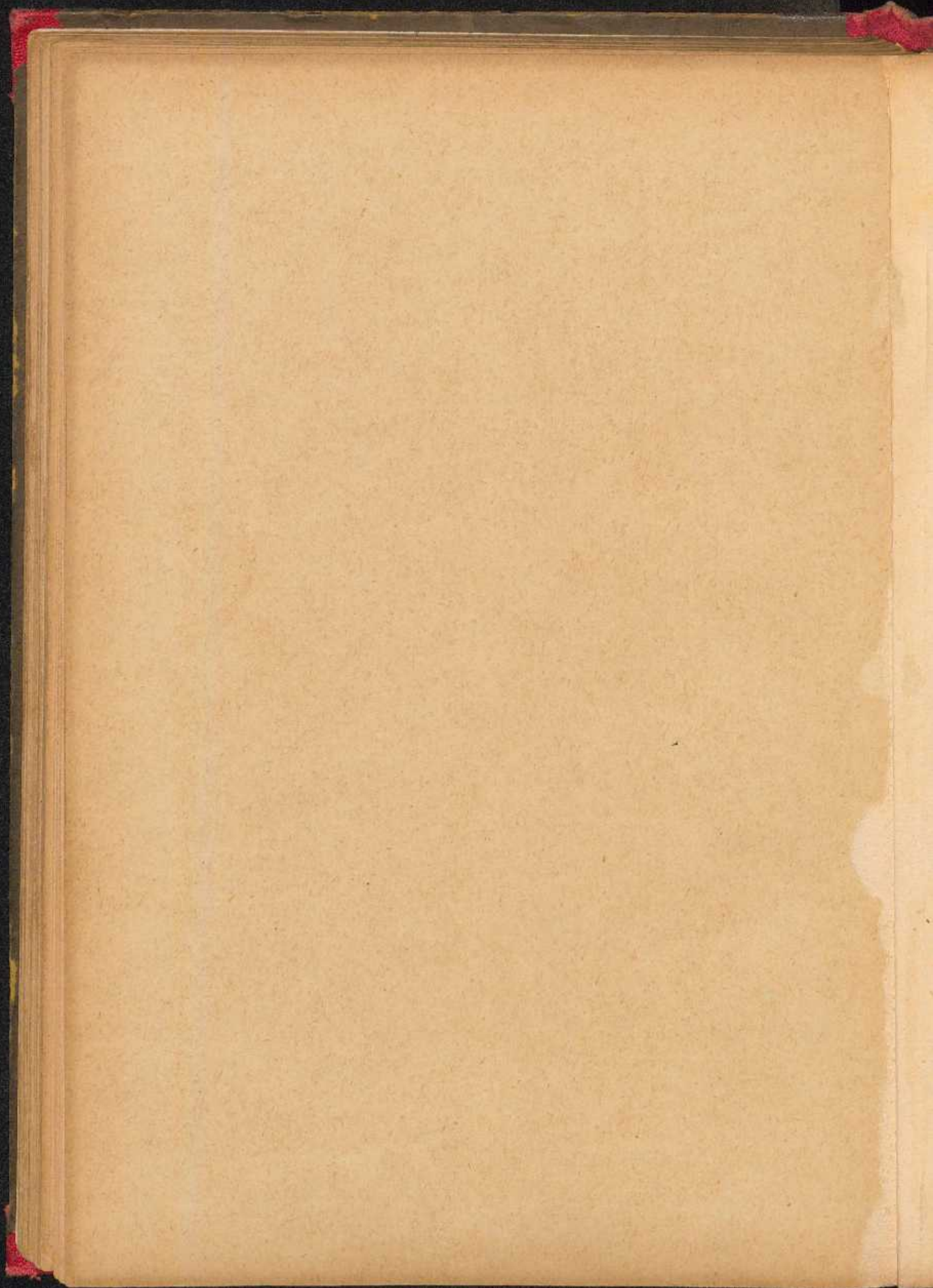
Gegen Abend war die neue Heimat erreicht; es war ein nahe der Küste gelegenes Örtchen, aus ungefähr hundert kleineren und größeren Blockhäusern bestehend. Aber außerdem ragten mehr im Hintergrunde noch zehn bis zwölf größere Gebäude aus Stein, die Besitzungen arabischer Händler und die Stationshäuser der deutschen Behörde, über das Ganze hinweg.

Die ganze kleine Ortschaft stieg ein wenig bergauf und lehnte sich nach dem Innern zu an einen unübersehbar großen Palmenhain, während sich nach Osten hin die Fluten des indischen Ozeans bis ins Unendliche ausdehnten.

Die neuen Landsleute wurden von dem Stationsvorsteher der Niederlassung willkommen geheißen und sogleich nach ihrem künftigen Wohnsitz geleitet. Es waren dies zwei mittelgroße Blockhäuser, welche die Regierung für deutsche Ansiedler von Negern erstanden hatte.

Diese Wohnungen waren freilich nicht in dem Zustande, wie die in der Heimat zurückgelassenen. Die kleinen Räume sahen schmutzig und unwohnlich aus, und der Sandgrund, der die Hütten umgab, war zwar geräumig, aber gänzlich verwahrloßt. Da galt es nun, deutschen Fleiß und deutsche Geschicklichkeit anzuwenden, um den Ansiedelungen ein deutschwürdiges





Ansehen zu geben. Holz und Eisen und was sonst zur Erweiterung nötig war, wurde den beiden Männern hinreichend zur Verfügung gestellt, und helfende Arbeitskräfte fanden sich für kleine Löhne vollauf unter der herumlungenden Negerbevölkerung.

Meister Freiling hatte die Anweisung bekommen, nach deutscher Art eine Bäckerei einzurichten, und nach deutschem Brauche ein Wirtshaus zu eröffnen und darin vor allen Dingen kräftige Nahrung für deutsche Soldaten, Beamte und neue Ansiedler, aber auch für die Eingeborenen, soweit dieselben Geschmack daran fanden, zu reichen.

Meister Schmitt fand vollauf zu thun in seinem Schmiedehandwerke und auch als Heilkundiger für das Vieh der Anwohner und der umliegenden Nachbarorte. Namentlich die Herstellung von Werkzeugen, Ackergeräten, Nägeln zum Bau der Blockhäuser mußten ihm ein weites Arbeitsfeld bieten. Der Hufbeschlag war nur nebensächlich, denn Pferde giebt es in den Küstenorten nicht viel, und so waren es nur hin und wieder Maulesel, die im Dienste der Schutztruppen-Abteilungen standen, welche ihre Hufe der Beschlagkunst Meister Schmitts reichen mußten.

Vor allem aber gab es mit der Einrichtung des Hauswesens zu thun. Die engen Blockhäuschen reichten ja kaum als Wohnräume der Ansiedler aus; Werkstätten, Stallung, Backstube, ein Zimmer für Gäste und anderes mehr mußten erst neu errichtet werden.

Vorerst wurde ausgepackt und einigermaßen an Ort und Stelle gebracht, was die Familien aus der deutschen Heimat mitgenommen hatten. Lotte und Hanna halfen tüchtig den Müttern, die Schmutzhütten zu reinigen und sie einigermaßen wohnlich zu gestalten, während Hermann und Peter mit den Vätern Plätze absteckten für die Errichtung der sich notwendig machenden Neubauten.

Schon der nächste Tag fand die fleißigen Leute beim Holzfällen im nahen Walde, wobei eine Anzahl von Negeren ihnen half. Die braunen Gesellen griffen auch ausnahmsweise tüchtig zu, denn es war ihnen listigerweise gesagt worden, daß es gälte, eine Branntweinschenke und einen Tummelplatz für Vergnügungen und Trinkgelage zu erbauen. Das war Wasser auf ihre Mühlen, und so griffen sie tüchtig zu und schleppten Stamm um Stamm nach der beiden Meister neuem Anwesen.

Rüstig kreischten die Sägen, wacker flogen die Äxte, es fügte sich Stamm an Stamm, Nagel um Nagel fuhr in die derben Hölzer, und ehe nur zwei Wochen vergangen waren, stand neben Freilings Hause ein großer Back- und Kochraum, und Schmitt der Schmied bearbeitete das erste glühende Eisen in seiner neuen Werkstatt, und zwar so gewaltig, daß die Funken bis heraus auf die Gasse flogen und die gaffenden, breitmäuligen Negerkinder in die Flucht jagten.

Aber damit hatte der Bau noch kein Ende. Neben Freilings Koch- und Backstube mußte ja noch ein großer Raum kommen, in dem der Verkauf der Speisen und Getränke besorgt werden konnte, und der auch den einkehrenden Gästen als Aufenthalt und Erholungsplatz dienen sollte, während bei Meister Schmitt noch ein Schuppen zu erbauen war, für all die verschiedenen Geräte, Karren und sonstige Dinge, die ihm die Anwohner, namentlich aber die Behörden und auch die arabischen Besitzer der größeren Grundstücke übergaben.

Und als nun nach kaum zwei Monaten die einfachen, schmucklosen Blockgebäude unter Dach und Fach waren, und als auch der Gastraum in Freilings Hause mit Tischen und Bänken ausgerüstet stand, da begann das eigentliche Werk der beiden Deutschen.

Im Hause „Zur guten Rast“, wie Freilings Anwesen genannt wurde, gab es jetzt ein reges Leben. In der Backstube dufteten kleine frischgebackene Brote aus Negerkorn, das in der

Risuahelisprache Mtama heißt. Aber auch große Brote aus europäischem Mehl füllten die Regale, und allerhand Delikatessen aus Reismehl, Zuckerwaren, Kuchenorten, belegt mit den köstlichen Früchten dortiger Gegend, entstanden unter den geschickten Händen Meister Freilings.

Und in den Töpfen, die über einem großen Herdfeuer standen, kochten, schmorten und bruzelten allerhand Herrlichkeiten, wie sie eine deutsche Hausfrau und noch dazu diejenige eines geschickten Koches nur bereiten kann. Da gab es Huhn und saftigen Hammelbraten, und die gesottenen afrikanischen Fische, die von ganz besonderer Güte sind, waren eine der Hauptdelikatessen. Dazu gab es Reis in Hühnerbouillon gekocht und allerhand vortreffliche afrikanische Grüngemüse.

Und zu diesen Speisen, die auch der verwöhnteste Europäer sicher nicht stehen ließ, verstand Meister Freiling köstliche, erfrischende Getränke zu bereiten. Da war es vor allem kühler Fruchtwein aus Äpfeln, aus Beeren, aus Datteln, Limonen und aus Ananas hergestellt, wie die Neger, Indier und Araber ihn noch niemals genossen hatten. Die für europäische Gerichte fast unentbehrliche Kartoffel erzeugt der afrikanische Boden so gut wie gar nicht, aber als eine Art Ersatzmittel das Mhogo, eine mehthaltige Wurzel, welches, gekocht, in Scheiben geschnitten und dann gebraten, die Kartoffel vollkommen ersetzt. Gleiche Dienste leistet auch die Batate, eine Art Süßkartoffel. Aber auch die Erdnüsse, eine ölhaltige Knollenfrucht, die, richtig zubereitet, ähnlich unserer Kastanie schmeckt, giebt eine gute Zuspeise zum Fleisch und Braten.

Meister Freiling, ein sehr findiger Kopf, bereitete all die ihm fremden Dinge in schmackhaftester Weise zu, und so hatte er schon am ersten Tage einen so gewaltigen Zulauf an Gästen von allen dort lebenden Rassen, daß nach Einbruch der Nacht Töpfe und Pfannen, Krüge und Flaschen so rein wie ausgeleert waren. Lotte und Hermann mußten natürlich den

Eltern tüchtig zur Hand gehen; flott und geschickt trugen sie Speisen und Getränke in den Gastraum und setzten sie den meist schwarzen Gästen vor, mit denen sie sich in den wenigen Wochen ihres Hierseins schon ziemlich gut verständigen konnten.

Das Genossene bezahlten die Leute mit einer Münze, die Pesa heißt. Drei Pesa sind so viel wie sieben deutsche Pfennige, eine Kupie gleich eine Mark und fünfzig Pfennige.

Aber während hier Meister Freiling kochte, mischte, mengte und buk, und während Meister Schmitt allerlei Dinge aus dem glühenden Eisen heraushämmerte, dauerte der Aufruhr im ganzen Küstenlande fort. Die deutsche Macht war noch viel zu klein, um die einheimischen Massen widerspenstiger Araber bezähmen zu können, und die listigen Indier, welche Waffen lieferten und viel Geld spendeten, schürten heimlicherweise die Flammen des Aufruhrs immer mehr.

Die Deutschen wollten vor allen Dingen die Sklaverei in ihrem ostafrikanischen Gebiete unterdrücken, und die Araber wollten sich dieses einträgliche Geschäft nicht nehmen lassen.

Nun war es aber ein gar eigenes Ding um die Sklaverei: Obwohl die Ansichten darüber sehr verschieden sind, so empört sich jedes deutsche Herz schon bei dem Worte: „Sklaventum“.

Zehntes Kapitel.

Die Sklaverei in Ostafrika.

Und woher rührt dieser Abscheu gegen solche Menschenquälerei und herzlose Mißhandlung?

Sie stammt einzig und allein aus den Berichten, die aus Amerika massenhaft nach Europa kommen, und in denen die

haarsträubendsten Dinge, die entsetzlichsten Geschichten erzählt werden von der unmenschlichen Behandlung der amerikanischen Sklaven.

Da wird geschildert, wie die Sklavenhändler auf großen Schiffen ihre „schwarze Ware“ zusammengepreßt wie die Heringe übers Meer transportieren. Im tiefsten Schiffsraum, mit Ketten oder Stricken zusammengebunden, ohne Licht und frische Luft liegen Männer, Frauen und Kinder und tragen, solange es möglich ist, ihre Qualen; faßt sie aber einmal der Schmerz oder Wut und Verzweiflung und schreien sie auf im Grimme ihrer Seele, dann pfeift die Sklavenpeitsche über ihre nackten, zitternden Leiber und zeichnet ihnen schwulstige, blutige Striemen über die Glieder.

Diejenigen, welche die entsetzlichen Transporte überleben, werden endlich, oft erst nach wochenlanger Fahrt, ausgeladen und auf den Sklavenmarkt gebracht, und hier geschieht nun das Schrecklichste und Herzerreißendste: Hier kommen die reichen Plantagenbesitzer und suchen sich aus, was ihnen passend und brauchbar erscheint. Der eine braucht Männer, der andere braucht Frauen, und der dritte hat von alledem genug und will nur Kinder kaufen. Da werden denn die Kinder von den Müttern gerissen, den Mann trennt man von seinem Weibe. Den Gatten schafft ein herzloser Sklavenbesitzer nach dem Westen, die arme schwarze Gattin, welche ja auch ein Mutterherz besitzt, wird mit anderen Frauen nordwärts geschleppt, und die armen Kinder, die sich weinend an Vater und Mutter anschmiegen, reißt man los und zerrt sie südwärts ins Land hinein.

Und klammern sich die gewaltsam getrennten Familienglieder so fest aneinander, daß die rohe Faust der Sklavenhändler sie nicht lösen kann, dann zischt die Lederpeitsche so lange auf sie nieder, bis die blutenden Arme kraftlos herabsinken, bis sie loslassen, was sie festhalten möchten fürs Leben gern.

Zusammengekoppelt wie eine Herde Rinder werden sie nun getrieben durch Hitze oder Frost auf tagelangen Märschen, und wenn sie vor Ermattung wanken oder die Kniee zusammenbrechen wollen vor Überanstrengung, dann ist's wieder die schreckliche Peitsche, die sie antreibt, auch das letzte Fünkchen Lebenskraft aufzubieten, um das Ziel zu erreichen, wo ihrer zumeist die härteste Arbeit und die roheste Behandlung harret, die sie bis ans Lebensende ertragen müssen, wenn es nicht dem einen oder dem andern gelingt, die Ketten zu sprengen und durch höchst gewagte Flucht sich zu befreien.

Wehe aber den Flüchtlingen, wenn sie wieder eingefangen werden! Der herzlose Plantagenbesitzer läßt sie dann gewöhnlich vor den Augen der übrigen Sklaven, gleichsam als abschreckendes Beispiel, zu Tode peitschen.

Und wer sind nun die armen gehehten und so teuflisch behandelten Sklaven? Das sind Neger, die in Amerika geboren sind, denen das Land gehört von Anfang an, und die darin frei lebten, so, wie die Natur es sie lehrte.

Wer aber sind die Teufel, die so unmenschlich an diesen armen Schwarzen handeln?

Man höre und schlage beschämt die Augen zu Boden: Diese Sklavenhändler und diese Plantagenbesitzer sind fast sämtlich gesittete Europäer! Es sind Leute aus Deutschland, England, Frankreich, Spanien und Portugal, die hinüberzogen in den fremden Erdteil, den Eingebornen ihr Land raubten, sie selbst zu ihren Sklaven machten und die armen Menschen mit Prügel und sonstigen verwerflichen Gewaltmaßregeln zwangen, übermenschlich zu arbeiten auf Zucker- oder Tabakspantagen und große Reichtümer für die zu erwerben, die im Nichtsthun die Zeit verbrachten, üppig lebten und oft zu ihrem Vergnügen die unglücklichen Negerklaven mißhandelten.

Das ist das Sklaventum in Amerika; ganz, ganz anders aber ist es in Afrika!

Freilich die entsetzlichen Sklavenjagden der Araber im Innern Afrikas und die grausamen Transporte der Neger nach den Hafenplätzen bilden unsagbare Qualen für die armen Menschen, aber das Sklavenleben ist, wenigstens in den Küstenländern Afrikas, ein beinahe für die Negervölker willkommenes. Es geschieht gar nicht selten, daß ein Araber eine seiner Sklavinnen heiratet, wodurch sie und ihre Kinder natürlich frei werden. Die Arbeitsleistungen der ostafrikanischen Sklaven stehen in gar keinem Verhältnisse mit denjenigen eines deutschen Handwerkers oder Arbeiters. In den Palmenhainen oder Fruchtplantagen strengt sich keiner über seine Kräfte an, dazu ist das ganze Volk schon von Natur aus viel zu faul, und die Araber, die das Arbeiten auch nicht erfunden haben, muten ihren Sklaven übermäßige Plagerei gar nicht zu.

Von der Peitsche weiß der ostafrikanische Sklave nur wenig oder gar nichts.

Es giebt da viele Sklaven, die große Häuser besitzen, zu den reichsten Leuten zählen und zu ihrer eigenen persönlichen Bedienung wieder eine ganze Menge Sklaven halten; ja sogar von diesen Sklaven halten sich die wohlhabendsten wiederum Sklaven, die ihnen die Arbeit machen.

Gerade in dem Küstenorte, wo Meister Freiling und Schmitt mit ihren Familien sich angesiedelt hatten, besaß ein reicher Araber ein großes Haus; weil er aber selbst jahraus, jahrein tief im Innern Ostafrikas auf seinen Besitzungen lebte, so hielt er sich eine ganze Anzahl von Negerklaven, die weiter nichts zu thun hatten, als das Haus in Ordnung zu halten. Von Hausordnung hat aber der Araber keinen allzu hohen Begriff, und so lagen denn die Sklaven, Männlein wie Weiblein, fast den ganzen Tag über im kühlen Schatten der Palmen und Apfelsinenbäume in gemüthlichem Nichtsthun, oder sie lungerten im Orte umher, und des Nachts lärmten, tobten und tanzten sie im Hause herum, daß man sie weit und breit hören konnte.

Und daß die ostafrikanischen Neger sich in solchen Sklavenverhältnissen weit wohler und sorgloser befanden, als in der Freiheit, wo sie selbst sorgen und schaffen mußten, das lehrte der Umstand zur Genüge, daß sie bei den Maßregeln, die Deutschland zur Unterdrückung des Sklaventums ergriff, durchaus unthätig blieben, daß sie vielmehr auf Seiten der Araber standen und mitkämpften zur Erhaltung der Sklaverei.

Aber nach deutschen Begriffen war es die wichtigste Aufgabe der Kultureinführung, zuerst den Sklavenhandel auszurotten, und so wurde denn die Bestimmung getroffen, daß jedes Schiff, welches arabischerseits die Küste verließ, von den Deutschen durchsucht wurde, damit keine Sklaven-Transporte möglich waren. Kaperte man ein Sklavenschiff, dann befreite man die gefesselten Schwarzen, die Händler aber wurden ins Gefängnis gebracht. Und damit man den Aufstand unterdrücken konnte, durften auch keine Waffe und keine Munition mehr an die Küste; alle Waffen- und Pulvertransporte wurden von den deutschen Wachposten in Beschlag genommen.

Da gab es nun gar oft eine wahre Hehjagd auf dem Meere unweit der Küste. Wenn eines der schnellsegelnden Dhaus, das sind große arabische Segelboote, sich auf dem Wasser erblicken ließen, dann dampften die deutschen Seewächter auf ihren Pinassen hinterher und gaben das Signal zum Halten. Leistete der Dhau-Kapitän dem Signal nicht Folge, so feuerten die Mannschaften der Pinasse eine Granate auf das fliehende Schiff ab und zerfetzten damit die Segel. Wenn dann das Schiff erreicht wurde, so mußten alle Araber auf Deck die Waffen niederlegen und die Arme gen Himmel halten. Während nun der Kommandant der Pinasse nach der Dhau hinaufstieg, richteten die Seewächter ihre geladenen Gewehre auf die Araber, und wenn einer von denen etwa eine verdächtige Bewegung machte, wurde er niedergeschossen. So lange mußten sie still mit hochgehobenen Händen stehen, bis der Pinassenführer das

Schiff untersucht und festgestellt hatte, daß keine Sklaven auf demselben waren.

Freilich, bei gutem Winde waren die arabischen Dhaus im Vorteile, denn sie sind ganz ausgezeichnete Segler, die in derselben Zeit, da eine Pinasse zwei bis drei Meilen zurücklegt, ganz gut vier bis fünf macht. Hatte also der nahosa (Dhaukapitän) kein gutes Gewissen, dann spannte er alle Segel und ging dem Verfolger einfach „durch die Lappen“.

Elftes Kapitel.

Germann und Peter unter den Sklaven.

Der alte Bootsmann, Onkel Veit, der schon während der Oceanfahrt sich an die Familien Schmitt und Freiling angeschlossen hatte, war auf sein Ansuchen bei der Küsten-Schiffsbemannung geblieben und der Station Bagamojo zugewiesen worden. Da setzte er nun die gute Freundschaft so viel als möglich fort, und so oft es sein Dienst nur zuließ, kam er die wenigen Stunden Weges herüber und verbrachte seine freie Zeit in den Häusern der beiden Familien.

Und damit die beiden Knaben, die er ja schon auf dem Schiffe ins Herz geschlossen hatte, das Küstenleben auch in jeder Weise kennen lernen und in allen Dingen Erfahrung sammeln sollten, so nahm er sie mit Erlaubnis der Eltern zuweilen mit hinüber nach der Station Bagamojo; und weil er dort als Bootsmann schon ein Wörtchen beim Seedienste mitreden durfte, so fiel es ihm nicht schwer, Hermann und Peter, die übrigens ein paar ganz anständige Kerlchen waren, auch nicht bloß den Mund aufsperrten, sondern mit Hand an-

legten, wo es zu thun gab, einige Male mit hinauszunehmen, wenn die Pinasse, auf welcher Onkel Beit Dienst that, ausfuhr, um den Sklavenhändlern auf die Finger zu gucken.

Mehr als einmal hatten sie schon Jagd auf die flinken Araber-Dhaus mitgemacht, aber einmal war ihnen das Fahrzeug entwischt, und zweimal hatte die Untersuchung ergeben, daß in den Dhaus wirklich keine Sklaven, sondern nur tote Handelsartikel untergebracht waren.

Aber einmal, es herrschte ziemlich stiller Wind, hatte sich die Nachricht durch einen Zufall verbreitet, daß eine große Dhau eine Menge Sklaven geladen habe und mit einbrechender Nacht von der großen Küstenstation Mombas aus, die zu englisch-ostafrikanischem Gebiete gehört, also nordwärts vom deutschen Besitz liegt, in See stechen und küstenabwärts nach portugiesischem Gebiete wolle. An den Inseln Pemba und Sansibar, wo ausnehmend viele reiche Araber wohnten, konnte eine solche Sklaven-Dhau leicht vorüber kommen, weil die dortigen Araber während des Aufstandes den Deutschen ohnehin viel zu schaffen machten. Man wollte sie also viel weiter unten, in der Nähe von Dar es Salaam (zu deutsch: Hafen des Friedens) abfangen.

Es wurden drei Pinassen zur Ausfahrt „klar“ gemacht, d. h. mit allem versehen, was zu dieser Dhaujagd nötig war; man mußte sich auch darauf gefaßt machen, einige Tage auf dem Wasser zu bleiben, für den Fall die Dhau sich verspätete oder die Verfolgung sich verzögerte.

Hermann und Peter, die gerade bei Onkel Beit in Bagamojo waren, setzten dem Alten so lange zu, bis er nachgab und sie mit in die Pinasse nahm, deren Führer ein junger Offizier war, der den alten tüchtigen Seemann gern gewähren ließ, um so mehr, als die beiden Burschen schon kräftig genug waren, um sich hier und da nutzbar zu machen; und die Pinassen hatten nicht gerade Überfluß an Bedienungsmannschaft.

Es muß hier noch erwähnt werden, daß eine Pinasse ein

leichtes Dampfboot ist, immerhin groß und stark genug, den Kampf gegen eine Dhau aufzunehmen.

In der gleichen Nacht, als die arabische Dhau von Mombas aus abgehen sollte, stachen auch die drei Pinassen in See und fuhren einige Meilen abwärts nach einer kleinen, fast vegetationslosen Koralleninsel, die halb verloren ungefähr eine und eine halbe Meile von der Küste entfernt lag. Hier legten die Pinassen so an, daß sie das Meer nach allen Seiten hin übersehen konnten. Die Mannschaft mußte abwechselnd auslugen, aber der ganze nächste Tag verging, ohne daß eine arabische Dhau in Sicht kam. Während der Nacht fuhren die Dampfboote nach allen Richtungen des Meeres aus, damit ihnen das Sklavenschiff nicht in der Dunkelheit durch die Finger schlüpfen konnte. Und siehe da, endlich beim anbrechenden Morgen entdeckten die Leute auf Onkel Beitz Pinasse, nach Norden zu, die bekannten weißen Segel einer arabischen Dhau. So schnell sie konnte dampfte die Pinasse in den Schutz der Korallenriffe jener kleinen Insel, um die Dhau durch ihren Anblick nicht vorzeitig zu verscheuchen. Auch die andern Fangdampfer mochten den Segler entdeckt haben, denn sie huschten ebenfalls hinter die Deckungen, welche die Insel bot.

Dennoch war die Dhau vorsichtig genug, einen weiten Bogen um das Korallengestein zu nehmen. Als sie aber die Höhe desselben erreicht hatte, gingen die drei Pinassen auf ein gegebenes Zeichen unter Dampf. Die eine fuhr in gerader Richtung auf sie los, die zweite suchte ihr den Rückweg abzuschneiden, und die dritte, darauf Hermann und Peter sich befanden, schnitt ihr in schräger Linie den Weg von vorn ab.

Als sich die Dhau so von drei Seiten angegriffen sah, steuerte sie sofort ostwärts nach dem offenen Meere zu. Aber der mäßige Wind war ihr ungünstig und nach einhalbstündiger Jagd war sie von den drei Pinassen völlig eingeschlossen. Da sie aber dennoch mit allen Finessen der Seefahrer

kunst sich durchzuarbeiten suchte und auf das Ruffignal der Verfolger nicht stand hielt, so wurde sie mit Granaten beschossen, so daß die Segel bald in Fetzen um die Masten herumhingen. Nach kurzem Kampfe mußten sich die Araber ergeben; eine Anzahl beherzter Leute bestieg die Dhau und forderte die Sklavenhändler auf, die Waffen auszuliefern.

Angeichts der Übermacht mußten sich die Araber der Aufforderung fügen; sie wurden gefesselt auf die drei Pinassen gebracht, und die Untersuchung der Dhau ergab, daß gegen zweihundert Sklaven an Händen und Füßen geknebelt an Bord waren.

Die Banden der armen Menschen wurden zerschnitten, daß sie sich frei bewegen konnten, dann wurde die gekaperte Dhau ins Schlepptau genommen und nach Dar es Salaam gebracht. Hier wurden die Araber ins Gefängnis gesetzt, die Sklaven wurden als freie Leute behandelt, vorläufig aber in den Missionshäusern untergebracht. Waffen und sonstige Geräte und Waren, die am Bord der Dhau sich befanden, wurden konfisziert, das Fahrzeug selbst aber wurde im Hafen zersägt und das Holz in den Kochfeuern der deutschen Besatzung verbrannt.

Schäumend vor Wut umstanden die Araber und Indier von Dar es Salaam den Hafenplatz und sahen dem Strafgerichte der deutschen Sieger zu. Gewalt konnten sie augenblicklich nicht anwenden, denn die Besatzung war hier an dieser Hauptstation zu stark und wohlbewaffnet; aber sie schwuren heimlich, für diese Niederlage, die ihre Landsleute erlitten hatten, sich zu rächen.

Es war inzwischen Abend geworden, und Onkel Beit, der Bootsmann, bestimmte, daß die beiden Burschen Hermann und Peter diese Nacht noch bei ihm zubringen, am nächsten Morgen aber unter seinem Schutze nach Bagamojo fahren und von dort nach Hause zurückkehren sollten.

Weil aber Dar es Salaam ein sehenswerter Ort und die

Hauptstation der Deutschen war, so ging er noch für einige Stunden mit ihnen ans Land, um ihnen die Stationshäuser, die Missionen und die Straßen der Stadt mit ihrem Leben und Treiben zu zeigen.

Es gab da viel Neues zu sehen; der Alte hatte zu erklären und die Jungen hatten zu schauen in Hülle und Fülle, und so merkten sie nichts davon, daß ihnen schon vom Hafen her zwei Araber folgten und sie nicht aus den Augen ließen.

Da fiel es zum Unglück dem Onkel Beit ein, sich eine Pfeife Tabak anzustecken; und da er seinen Rauchbeutel daheim vergessen hatte, trat er in einen indischen Laden, um sich neuen Tabak zu kaufen. Es war eine ziemlich einsame Gegend, äußerst dürrig beleuchtet und nahe am Ende der Stadt.

Hermann und Peter betrachteten inzwischen die im Ladenfenster ausgebreiteten Sachen, als sie sich plötzlich von hinten her ergriffen, von kräftigen Armen in die Höhe gehoben und so schnell, daß sie kaum einen klaren Gedanken fassen konnten, hinweggeschleppt fühlten. Auch am Schreien waren sie verhindert, denn als sie den Mund öffneten, um einen Hilferuf auszustößen, da fuhr ihnen auch schon ein gewaltiger Knebel zwischen die Zähne bis fast an den Gaumen, daß sie kaum atmen konnten und ihnen beinahe die Sinne vergingen.

Erst als ringsum alles finster war und kein Haus und kein Mensch sich mehr zeigte, standen die beiden Menschenräuber stille und ließen ihre Lasten auf den Boden gleiten, aber nur, um ihnen die Hände fest auf dem Rücken zusammen zu binden. Dann wurde ihnen der Knebel im Munde gelockert, daß sie wohl frei atmen, aber noch immer keinen Laut von sich geben konnten.

Und als die beiden Araber so ihren Raub gesichert hatten, zwangen sie die jugendlichen Gefangenen neben ihnen her durch die pechschwarze Nacht über Gestein und Rasen, durch Gestrüpp und Dickicht einem unbekannten Ziele zuzuwandern.

Entsetzliche Angst quälte die armen Burschen, und das Herzweh um ihre Eltern und Schwestern preßte ihnen heiße Thränen aus den Augen. Sie wußten nicht, wohin es ging und was aus ihnen werden sollte, und zu ihrer Seelenangst kam noch der Gedanke, daß sie gar Menschenfressern in die Hände gefallen und vielleicht schon morgen früh geschlachtet und über dem Feuer gebraten und verzehrt werden sollten.

Das waren entsetzliche Stunden der peinigendsten Angst; und dazu kam noch die völlige Ermattung und der brennende Schmerz, den die festgezogenen Stricke auf ihre rückwärtsgepreßten Arme ausübten.

Von dem, was die Araber sprachen, verstanden sie kein Wort, und so brachen sie fast zusammen unter der Anstrengung und der quälenden Angst.

Endlich gewahrten sie am dunklen Nachthimmel die Umrisse eines großen, weitgestreckten Gebäudes, wie solche die reichen Araber zu bewohnen pflegen, und wenige Minuten später standen sie vor der Pforte desselben, die auf ein lautes Klopfszeichen, das der eine jener beiden Räuber gab, von einem alten Neger geöffnet wurde.

Nachdem die beiden Araber wenige Worte mit dem Alten gewechselt hatten, betrachtete dieser die beiden Gefangenen mit schadenfrohem Grinsen, dann schloß er sorgfältig die Pforte, führte die Ankömmlinge über einen großen Hof nach einem niedrigen Gebäude, in welchem er ihnen einen engen, ziemlich kahlen Raum anwies, der nichts weiter enthielt als einen Tisch, wenige Schemel und ein ausgebreitetes Binsenslager.

Nach wenigen Minuten brachte er Negerbrot, ein großes Stück Fleisch und einen Krug voll Pombe, das ist eine Art Bier, welches aus Negerhirse (Durrha) gebraut wird, eine schmutzig-graue Farbe und fäuerlichen Geschmack hat, von den Küstenbewohnern aber mit Vorliebe getrunken wird.

Hermann und Peter wurden ihrer Fesseln und der Knebel

entledigt und von den Arabern zum Essen genötigt. Trotz ihrer Todesangst griffen sie zu, und als sie Hunger und Durst gelöscht hatten, mußten sie sich auf das Binsenlager strecken, wo sie bei aller Furcht doch bald in einen unruhigen, oft von Schreckbildern unterbrochenen Schlaf verfielen. Die Araber blieben in demselben Raume, aber nur einer um den andern legte sich nieder, damit die Gefangenen nicht ohne Wache blieben.

Als die Geraubten am nächsten Morgen erwachten, stand ein vornehmer Araber vor ihnen, der sie von allen Seiten betrachtete, ähnlich so, wie man ein Stück Ware prüft, das einem zum Kaufe geboten wird. Und wirklich, um einen Kauf schien es sich hier auch zu handeln; denn nach einigem Hin- und Herreden, bei welchen die Schacherer mehrmals die Glieder der armen Burschen befühlten und deren Körper nach allen Seiten drehten und wendeten, zeigte sich der vornehme Araber endlich befriedigt und übergab den beiden Spitzbuben einen gefüllten Geldbeutel, mit dem sie sich nach kurzem Gruße aus dem Staube machten.

Jetzt kannten die zwei deutschen Knaben ihr Schicksal: Sie waren von Sklavenfängern geraubt und an diesen Araber, wahrscheinlich einen Plantagenbesitzer, verkauft worden.

So schrecklich diese Entdeckung für sie war, so erschien es ihnen immer noch günstiger, als wenn sie von Menschenfressern mit Haut und Haaren aufgezehrt worden wären, „denn“ — so meinte Hermann, nachdem der Araber sie wieder allein gelassen hatte, in seinem nie ganz vergehenden Humor — „solange wir ungesessen bleiben, ist's immer noch möglich, unsern Wächtern zu entschlüpfen, besonders, da wir gar nicht weit von den Eltern entfernt sind; und Onkel Beit wird gewiß auch alles aufbieten, um uns ausfindig zu machen.“

Nach ganz kurzer Zeit wurden die Gefangenen von demselben alten Negerklaven, der sie gestern abend eingelassen hatte, aus dem Kerker geführt, nachdem er ihnen ihre Kleider ge-

nommen und dafür ein langes weißes Sklavenhemd angelegt hatte, das in der Hüfte ein bunter Gürtel zusammenhielt. Eine Kopfbedeckung pflegen die Sklaven nicht zu tragen. Mit diesem einzigen lustigen Gewande angethan, wurden sie in das Haus des Herrn geführt, wo man jedem von ihnen ohne weitere Umstände eine Arbeit übertrug.

Denn weil die beiden Burschen Weiße waren und wohl in der Nähe ihre Angehörigen hatten, die nach ihnen forschen würden, so konnte der Araber diese zwei neuen Sklaven nicht in seine Palmenhaine oder Fruchtplantagen schicken, sondern er mußte sie als Hausklaven in seinem persönlichen Dienste beschäftigen.

Und dieser Dienst, den beide sofort beginnen mußten, war recht eigentümlicher Art. Hermann sowohl als Peter, diese beiden weißen Sklaven eines ostafrikanischen Arabers, wurden als Luft- oder besser Kühlungs spender benützt und zwar in der nachfolgend beschriebenen Weise:

Da die Durchschnittstemperatur in der Gegend von Sansibar bis herunter nach Dar es Salaam immer so 26 bis 28 Grad Reaumur, also eine ganz bedeutende ist, so herrscht selbst in den aus dickem Korallengestein erbauten Häusern eine erdrückende Schwüle, die deshalb fast unerträglich wird, weil diese Temperatur während der ganzen Trockenzeit anhält. Halbwegs vornehme Leute lassen sich deshalb durch ihre Sklaven Luft und Kühlung zuführen, aber nicht etwa nur mit dem Palmenfächer, sondern gleich in großen Mengen für das ganze Zimmer.

In dem Hause Ebn Jahias, dahinein die neuen Sklaven Hermann und Peter jetzt Kühlung bringen sollten, geschah das in recht praktischer Weise.

Peter mußte in einem Winkel des großen Zimmers seines Herrn stehen und dort die „Punka“ ziehen. Das will sagen: Quer über fast das ganze Zimmer hinweggehend, ist ein großer leichter Holzrahmen mit Leinwand bespannt an der Decke auf-

gehängt, so daß er hin und her geschaukelt werden kann. Am untern Ende ist eine Schnur befestigt, die der Sklave ergreift und durch Hin- und Herziehen die Panka in Bewegung setzt; diese durchs Zimmer wehende große Leinwandfläche erzeugt natürlich viel frischen Luftzug, den aber der im Zimmer stehende oder sitzende Sklave eben so gut genießt als sein auf den Polstern liegender Herr.

Auf noch schönere d. h. in doppelter Beziehung angenehm wirkender Weise mußte Hermann den Frauen des Arabers kühlende Luft und zugleich herrliche Wohlgerüche in das Zimmer schaffen.

Das geschah durch die Anwendung der „Kuskus-tattees“, vermittelt welcher auf dem Wege der Wasserverdunstung Erfrischung in großem Maßstabe geschaffen wird. Die „Kuskus-tattees“ sind Matten, die aus den Fasern des äußerst wohlriechenden Kuskusgrases geflochten und durch dünne Bambusstäbchen zusammengehalten werden. Diese Matten werden vor die offenen Fenster und Thüren gehängt und fortwährend mit Wasser übergossen. Die heiße Luft streicht durch die nassen Matten und wird dadurch nicht nur bedeutend abgekühlt, sondern sie erfüllt in diesem kühlen Zustande zugleich die Räume mit dem äußerst angenehmen und erfrischenden Dufte des Kuskusgrases. Auf diese Weise also mußte Hermann während der glühendheißen Zeit die Räume der Araberfrauen in erträglichem Zustande halten. Seine Arbeit war aber eine ungleich schwerere, als die Peters, denn er war den ganzen Tag über der Sonnenglut ausgesetzt und mußte ohne Pause Wasser herbeischleppen, um immer aufs neue die aufgehängten Matten zu befeuchten.

Aber hart und unmenschlich war weder die Arbeit, noch die Behandlung, und die Nahrung, die ihnen der alte Neger reichte, war gar keine üble. Dennoch sannten sie Tag und Nacht auf Flucht; aber der verschrumpfte Neger, der die Aufsicht über die Sklaven seines Herrn führte, bewachte sie unaus-

geseht mit Argusaugen; außerdem war das Thor stets fest verschlossen und an ein Übersteigen der hohen Umfassungsmauern war gar nicht zu denken.

Und Onkel Weit, der alte Bootsmann, als der aus dem Laden getreten war und keine Spur von seinen jugendlichen Begleitern mehr fand? An die Verschmißtheit der Sklavenfänger dachte er doch nicht sogleich, und so nahm er an, daß die Burschen den nicht allzu weiten Weg nach dem Hafen allein angetreten hatten. Als er sie aber dort nicht fand und auch niemand von der Bemannung sie gesehen hatte, da meldete er das verdächtige Verschwinden der beiden jungen Deutschen sofort beim Stations-Chef und fuhr mit einigen Leuten auf einem Segelboote sofort nach dem gegen 12 Meilen entfernten Küstendorf, in welchem die Eltern der Verschollenen wohnten.

Natürlich auch hier war keine Spur von den Knaben zu finden, und als die Eltern hörten, auf welcher räthselhaften Weise ihre einzigen Söhne abhanden gekommen, waren ihr Schmerz und ihre Sorge keine geringen.

Aber Onkel Weit, dem nun eine Ahnung kam, in welche Hände seine Schutzbefohlenen gefallen waren, versprach hoch und heilig, daß er nicht eher ruhen würde, als bis er ihren Aufenthalt entdeckt und sie wieder aus den Händen der vermaledeiten Menschenräuber gerissen hätte. Er wartete noch bis zum nächsten Tage, freilich vergeblich auf die Heimkehr der Vermißten, dann fuhr er wieder nach Dar es Salaam, und als auch hier keine Kunde von dem Verbleiben der Burschen war, nahm er sich vor, mit List oder Gewalt in alle Araberhäuser zu dringen und nach seinen jungen Freunden zu suchen.

Aber nicht nur Onkel Weit that sein Äußerstes zur Befreiung der Geraubten, sondern die ganze deutsche Besatzung war empört über diese Frechheit, und mit allen Mitteln wurde nach dem Schlupfwinkel gefahndet, in welchem die armen Kerlchen schmachten mußten; denn die Deutschen hatten nun be-

griffen, daß hier von seiten der Araber ein Racheakt ausgeführt worden war für die gekaperte Sklaven-Dhau.

Zwölftes Kapitel.

Befreit vom Sklavenjoch.

Es begann nun eine allgemeine, wenn auch möglichst geheime Durchstöberung der arabischen Häuser, in denen man Sklaven wußte oder vermutete. Völlig offen betreiben konnte man diese Hausfuchungen nicht, da sich sonst die an Zahl unvergleichlich stärkeren Araber mit den Waffen widersezt haben würden.

Es wurde nur so in aller Stille und völlig unerwartet bald hier, bald dort ein Haus gewaltsam betreten, das in irgend einer Weise verdächtig schien, freilich bis jezt ohne Erfolg.

Von diesen heimlichen Nachforschungen erhielt aber Ebn Jahia, der die beiden Gesuchten gekauft und als „Windmacher“ beschäftigte, auch bald „Wind“; und weil er, obwohl sein Haus eine gute Meile vom Hafen entfernt lag, doch zu gewärtigen hatte, daß eines schönen Tages die deutschen Controleure an seine Hauspforte pochten, so hielt er es für geraten, die beiden Bürschchen beiseite zu schaffen; denn gut bekommen wäre es ihm nicht, wenn man deutsche Sklaven in seinem Hause entdeckt hätte, soviel konnte er sich denken.

Und da, trotz der strengen Hafenblockade und der eifrigen Fahndung nach Sklaven-Dhau, noch immer im geheimen ein ganz lebhafter Handel und Transport getrieben wurde, so verkaufte Ebn Jahia die beiden Weißen an einen Händler, von dem er wußte, daß er allernächst einen großen Transport

„lebendigen Menschenfleisches“ von der Küste hinweg nach Ostindien schmuggeln wollte. Ein solcher Transport kann nämlich den Seewächtern sehr leicht durch die Lappen gehen, weil er von der Küste aus direkt nordostwärts ins offene Meer segelt und nicht, wie die nach ostafrikanisch-portugiesischem Gebiete bestimmten, tagelang an der bewachten Küste hinstreifen muß.

Hermann und Peter waren schon über zwei Monate lang in der Sklaverei, als eines Abends zwei arabische Händler kamen, sie ohne Umstände fesselten und als neuerworbenes Eigentum auf geheimen Wegen an der Küste entlang führten, und sie dort in eine zwischen hohen Korallenriffen versteckt liegende Dhau brachten.

Wegen der vielen Korallenriffe, die in der Nähe der Küste vom Meeresboden in die Höhe ragen, kann sich nämlich eine deutsche Pinasse, die ziemlich tief unter Wasser geht, nur schwer oder gar nicht zum Strande wagen, weil sie jeden Augenblick befürchten muß, gegen solche Riffe, die unterm Wasser verborgen sind, anzufahren und zu zerschellen oder, vollständig leck, sich festzusetzen. An vielen Stellen können sie sich der Küste nur auf eine Meile und noch mehr Entfernung nähern.

Die arabischen Dhau dagegen sind direkt auf den Kiel gebaut und gehen deshalb ganz flach, also nur wenig unter dem Wasser; sie können bis direkt an die Küste fahren und sind dort also vor den Späheraugen der Deutschen ziemlich sicher.

Drum lag auch hier die Dhau zur Aufnahme von Sklaven bereit, und Hermann und Peter waren die ersten, die von den beiden Arabern an Bord gebracht wurden. Beide kannten die arabischen Sklavenschiffe bereits von den Verfolgungen her, an denen sie teilgenommen hatten; sie waren sogar auf die, am Tage ihrer Gefangennahme in Dar es Salaam zerjagte Dhau gestiegen, hatten sich den untern Raum, in welchem die armen Menschen fortgeschafft wurden, mit Schaudern betrachtet,

und nun lagen sie selbst in einem solchen schwimmenden Kerker, um wer weiß in welchen fremden Teil der Erde auf Nimmerwiederkehr entführt zu werden.

Wären sie nur nicht gefesselt gewesen, so hätten sie vielleicht aus dem unverschlossenen Schiffsraum entweichen, leise ins Wasser schlüpfen und ein Stück weit fortschwimmen, dann das Ufer erklettern und so weit laufen können, bis sie Deutsche fanden, die sich ihrer annahmen. Aber so waren ja die Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt, daß sie sich kaum rühren konnten.

„Ach, wenn wir nur etwas Scharfes hätten, damit wir die Fesseln zerschneiden könnten“ — seufzte Hermann — „dann wollten wir doch eher die Nacht im Salzwasser zubringen, als noch eine Minute länger in diesem schrecklichen Räuberkaften verweilen.“

„Etwas Scharfes hätt' ich schon“ — flüsterte Peter vorsichtig — „aber nur ein ganz winziges Federmesserchen; ich sah es heute auf dem Tische Ebn Jahias liegen, und weil ich den Gedanken nicht los werden konnte, daß es uns doch einmal zur Befreiung nützen könnte, so hab' ich's in die Falten meines Gürtels genäht, während ich hinter der Punka saß und mich niemand beobachten konnte.“

Hermann konnte nur mit Mühe einen lauten Jubelschrei unterdrücken. „Du bist ein goldiger Kerl!“ — hauchte er ihm leise ins Ohr — „sag geschwind, aber leise, um Himmels willen leise, wo ich das Messer finde, ich will zuerst deine Fessel lösen und nachher zerschneidest du die meine.“

„An meiner linken Hüfte steckt's“ — gab Peter leise zur Antwort — dann wendete er sich und schob seinem Freunde und Leidensgefährten die bezeichnete Stelle seines Körpers zu.

Hermann visitierte mit dem Munde und fühlte bald den kleinen harten Helfer in der Not. Hastig zernagte er mit den Zähnen den leinenen Gürtel und nach kurzer Zeit hielt er das

bloßgelegte Messerchen zwischen den Lippen. Um es zu öffnen, ließ er es leise zu Boden gleiten; dann wandte er sich auf den Rücken und rutschte hin und her, bis er es mit einer Hand fassen konnte; er kniff mit den Fingernägeln in die sehr kleine Klinge, und nach wenig Augenblicken hatte er das Messerchen geöffnet. Er nahm den Griff fest zwischen die Zähne und sägte so lange an Peters Fessel herum, bis sie zerschnitten war und seine Hände sich frei bewegen konnten.

Schon hatte Peter das Messerchen erfaßt, als oberhalb ihres Lagers ein reges Leben begann und unterdrückte Stimmen hörbar wurden.

„Laß, laß —“ flüsterte Hermann — „verbirg das Messer wieder unterm Gürtel und leg die Hände auf den Rücken, damit man deine Befreiung nicht merkt.“ Und kaum hatte Peter sich wieder die Lage eines gefesselten Menschen gegeben, als ein lebhaftes Getrappel über Deck und die Treppe herunter hörbar wurde. Einige Araber erschienen mit Licht und ihnen folgte eine gar nicht enden wollende Schar von Sklaven, Männer, Frauen und Kinder, alle, wie Hermann und Peter, mit gefesselten Händen. Es waren lauter Schwarze, sie also die einzigen Deutschen. Dicht, Schulter an Schulter, wurden die armen Leute geschichtet, und so sollten sie nun liegen bleiben wochenlang, während der weiten Fahrt nach Ostindien.

Mit stummem Entsetzen sahen die zwei Weißen, die sich befreit glaubten, dieser Menschenverpackung zu; und kaum, daß dieses grausame Geschäft beendet war, stach die Dhau in See, denn die Sklavenhändler wollten mit Tagesanbruch der Küste aus den Augen sein.

Eine Rettung war nun unmöglich, denn den Raum erhellen einige Laternen und ein Araber ging mit blankem Säbel wachend zwischen den Reihen hin und her.

„Nun lebe wohl, Freiheit! Lebt wohl, teure Eltern und liebe Schwestern! Jetzt sind wir getrennt für alle Zeit!“ —

so jammerten die beiden weißen Sklaven, als sie merkten, wie die Dhau vom Strande lief.

Aber nur Geduld und nicht den Mut verloren! Onkel Beit, der alte, redliche Seemann, wachte. Er hatte nicht umsonst geschworen, die beiden jungen Freunde, die ihm hinterrücks entführt worden waren, wieder herbeizuschaffen. Er ruhte Tag und Nacht nicht, hatte die Augen überall und schnüffelte in jedem Winkel herum.

Wenn die Buben noch an der Küste waren, dann wollte er sie schon aufgabeln, und wenn sie im finstersten Winkel steckten, das stand fest bei ihm, aber deshalb mußte er aufpassen, daß sie ihm nicht vor der Nase weg übers Meer geschafft wurden. Und deshalb durchforschte er in der Nacht, auf einem leichten Boote fahrend, die Küste in der Ausdehnung von einigen Meilen um Dar es Salaam herum.

Aus dem Hafen kamen diese räuberischen Araber nicht mit Sklaven, das stand fest, auch südlich von Dar es Salaam war es nicht leicht, wegen der überaus felsigen, steilen Küstenwände; aber nördlich nach Bagamojo hinauf, da gab es Schlupfwinkel genug zur Hinaus schmuggerei von „schwarzer Ware“, und wie leicht konnten da auch ein paar Stück „weißer Ware“ mit hinaus schlüpfen!

Dort oben gondelte Beit rastlos herum, und siehe da, eines frühen Morgens entdeckte er zwischen den Rissen eine arabische Dhau.

„Hol euch dieser und jener, ihr Spitzbuben!“ — murmelte er beim Anblicke dieses versteckten Fahrzeuges. Ob es wohl schon geladen war? — Er stieß sein Boot in eine Bucht, erstieg das Ufer und kroch gewandt wie eine Schlange am Boden hin bis in die Nähe der Dhau. Er blieb eine Weile liegen und lauschte; nichts regte sich; da erklimm er flink wie eine Gichfaze einen Felszacken, der sich weit übers Wasser hinüberbog; er lugte vorsichtig über die Kante und konnte von hier aus gerade in die Dhau hineinschauen, die fast unter ihm lag.

Sie war leer, nichts an Bord, nur zwei Wächter lagen ausgestreckt auf Deck und schliefen.

An allen Vorbereitungen bemerkte der kundige Seebär, daß dieses Fahrzeug zum Sklaventransport bestimmt war und, da es am hellen Tage die Ausfahrt schwerlich riskieren werde, sicher in nächster Nacht sich hinauszustehlen beabsichtigte.

Das wollte er ihnen gründlich versalzen. Flugs rutschte er von dem Felsblock herunter, schlich möglichst vorsichtig nach seinem Boote und ruderte so schnell er konnte zur Station zurück, die etwa zwei Meilen von dieser Stelle entfernt lag.

Hier meldete er sofort seine gemachte Entdeckung; doch damit etwa beobachtende Spione nichts bemerken sollten, wurden die Pinassen in aller Stille und ganz allmählich zur Jagd „klar“ gemacht. Man brauchte deren nur zwei, weil man genau wußte, wo die Dhau lag, und daß sie unbedingt erst einige Meilen gerade ins Meer hinausfahren mußte, auch wenn sie nach dem portugiesischen Gebiete segle, denn am Strande bleiben konnte sie nicht, weil sie sonst den Hafenwächtern in Dar es Salaam in die Hände gelaufen wäre.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als Hermann und Peter von ihren neuen Eigentümern aus dem Hause Ebn Jahias weggetrieben wurden, fuhren die deutschen Pinassen still und ohne Aufsehen aus dem Hafen und setzten sich der Stelle gegenüber, wo Beit die Dhau entdeckt hatte, ungefähr zwei Meilen von der Küste entfernt, fest; dort nahm eine von der andern einen Abstand von einer halben Meile, um die Dhau möglichst zwischen sich zu bekommen. So war die Falle gestellt.

Nach Mitternacht hatte sich die Dhau, unter halben Segeln gehend, vorsichtig aus dem Schmuggelwinkel gemacht und hielt, ohne es zu ahnen, gerade auf die beiden Pinassen zu.

Als diese bei anbrechendem Morgen das Sklavenschiff nahen sahen, fuhren sie verabredetermaßen nach entgegengesetzten Richtungen auseinander, entfernten sich also von dem Kurs desselben,

als ob sie sich gar nicht um die Araber bekümmerten. Durch dieses Manöver beabsichtigten sie aber nichts weiter, als die Dhau weit aufs offene Meer herauszulassen, um sie dann sicherer angreifen zu können.

Die Araber bemerkten die Pinassen natürlich auch, und als diese einen Abstand von einer guten Meile voneinander hatten, zog die Dhau alle Segel auf und fuhr mit voller Geschwindigkeit auf die Mitte zu, um zwischen beiden hindurch das offene Meer zu gewinnen.

Aber die Pinassen hatten vollen Dampf in Bereitschaft; als die Dhau mit ihnen fast in gleicher Richtung war, wendeten sie blitzschnell und fuhren von beiden Seiten auf sie zu. Der Araber flog wie ein Vogel dahin, aber die Deutschen glitten wie Pfeile durch die Flut und kamen den Fliehenden immer näher und näher.

Das war eine Jagd auf Leben und Tod; und als auf die gegebenen Haltssignale die Dhau immer voraufging, lösten die Pinassen ihre Geschütze und durchlöcherten mit Granaten die geschwellten Segel.

Als die Araber einsahen, daß weitere Flucht vergeblich sei, faßten sie einen entseßlichen Entschluß: sie wußten aus Erfahrung, daß ihnen die Sklaven konfisziert, die Waffen genommen und die Dhau vernichtet würde, wenn sie den Deutschen in die Hände fielen; sie wußten auch, daß sie mit schweren Strafen belegt würden, um so mehr, als sie zwei Deutsche als Sklaven an Bord hatten. Da wollten sie lieber Freiheit, Waffen und Fahrzeug retten und die Sklaven zu Grunde gehen lassen; denn wenn die Deutschen keine Sklaven an Bord fanden, so mußten sie sie unbeanstandet weiterfahren lassen.

Also, rasch über Bord mit der schwarzen und weißen Menschenware!

Sie waren immer noch eine gute halbe Meile von den
H. Hertwig, Quer durch Ostafrika.

Verfolgern entfernt, und diese konnten noch nicht erkennen, was auf Deck des Arabers vorging.

In größter Eile gingen diese Unmenschen an das entsetzliche Werk; was Füße hatte, lief hinunter in den Raum, ergriff einen der gefesselten hilflosen Menschen, schleifte ihn über die Treppe hinweg und stürzte ihn erbarmungslos ins Meer.

Da mit gebundenen Händen niemand schwimmen kann, so versanken die bedauernswerten Menschen in die Tiefe und fanden dort einen schnellen, erlösenden Tod.

Grauenhaft war das Heulen und Jammern der heraufgeschleiften Männer, Frauen und Kinder, und furchtbar war die Todesangst, die sich auf den schwarzen Gesichtern malte. Und entsetzlich waren die Flüche und Lästerworte der mörderischen Sklavenhändler, als sie ihre kostbare Ware in den Abgrund des Oceans werfen mußten, um sich selbst zu retten.

Hermann und Peter, die ganz zuletzt im Raume lagen und sonach auch zuletzt an die Reihe kamen, hatten ihr hartes Schicksal längst erkannt, und im Wirrwarr der ganzen schauerlichen Katastrophe raunte Hermann seinem Nachbar zu: „Schnell, zerschneide meine Fesseln, wir schwimmen dann, solange wir schwimmen können!“

Im nächsten Augenblicke fühlte er seine Hände frei; aber um die Araber zu täuschen, behielten beide Knaben die Arme auf dem Rücken und umfaßten die Fesseln mit den Händen. Da wurden auch sie ergriffen; zwei starke Männer hoben sie auf, sprangen mit ihnen auf Deck und warfen sie ohne weitere Umstände kopfüber ins Meer. Dort ließen sie die Fesseln fallen, und ehe sie wieder an die Oberfläche kamen und sich ein wenig umsehen konnten, war die Dhau, die noch immer schnell segelte, gegen hundert Meter weit von ihnen entfernt.

Sie wandten sich und schwammen so gut sie konnten nach der entgegengesetzten Richtung; da gewahrten sie zu ihrer unbeschreiblichen Freude in ziemlicher Nähe die beiden deutschen

Pinassen die ihre Richtung, auf sie zuhielten. Gott sei Lob und Dank, sie waren gerettet!

Fast instinktmäßig rissen sich beide einen Teil ihrer weißen Sklavenhemden vom Leibe und schlangen die nassen Tücher in der Luft, um die Mannschaften der Pinassen auf sie aufmerksam zu machen; und siehe da, auf beiden Fahrzeugen schwenkte man zur Erwiderung eine weiße Fahne zum Zeichen, daß man die Schwimmenden bemerkt habe.

Nun hieß es alle Kräfte anspannen, um sich über dem Wasser zu halten. Das war nicht leicht, denn die Fesseln und das stundenlange Stillliegen im Sklavenraum hatten die Glieder ganz steif gemacht; aber hier stand das Leben auf dem Spiele, und dies Bewußtsein verlieh den zwei jugendlichen Körpern Heldenkraft.

Nach ungefähr zehn Minuten hatte die eine Pinasse sie erreicht; mehrere Tane und Strickleitern waren bereits ausgeworfen, da galt es nun zuzugreifen, fest sich anzuklammern, ein paar kräftige Rucke — und die beiden Wiedergefundenen standen auf dem Schiffe, dem der alte Beit als zweiter Führer diente.

Der wackere Alte hätte vor Freude Lustsprünge machen und seine Schützlinge lieblosen mögen, aber dazu gab es jetzt keine Zeit. Auf die Frage, wie sie denn in das Wasser kämen, hatten sie mit wenig Worten erzählt, daß die Araber sie und eine große Menge Schwarzer über Bord geworfen, und daß sie sich nur hätten retten können, weil sie vorher ihre Fesseln zerschnitten hatten.

Die Kunde von diesem teuflischen Verbrechen erfüllte die Seeleute mit der heftigsten Erbitterung. Sie schossen neue Granaten auf das nur noch in geringer Entfernung befindliche Araberschiff, so daß die zerrissenen Segel immer schlaffer und der Lauf des Gefährtes immer langsamer wurde.

Aber die Sklavenhändler wollten sich um keinen Preis ergeben.

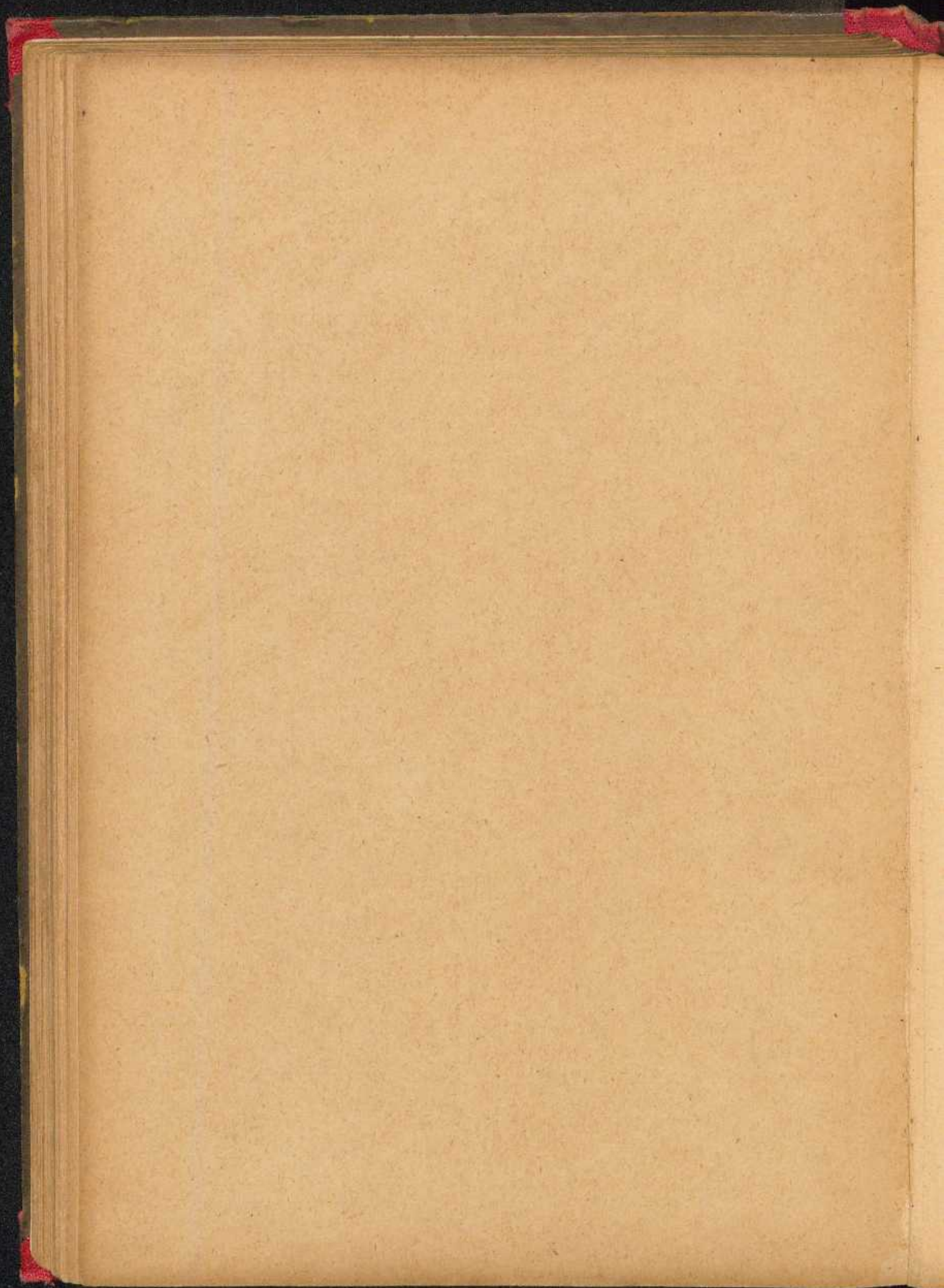
Sie hatten gesehen, wie die eine Pinasse Leute an Bord zog; das konnten nur solche sein, die sie selbst vorher aus der Dhau gestürzt hatten. Die deutschen Verfolger wußten also jetzt, was geschehen war, und das mußte nach dem Gesetze den Arabern ans Leben gehen. Und das Leben wollten die räuberischen Gesellen verteidigen mit ihren Waffen. Sie hatten sich klugerweise lang auf das Deck gestreckt und feuerten mit ihren langen Flinten nach den Mannschaften der deutschen Fahrzeuge. Diese aber erwiderten die Schüsse nicht, sie wollten die Barbaren lebendig haben, denn der Tod durch eine deutsche Gewehrkugel war für dieses Raubgesindel viel zu ehrenvoll.

In gedeckter Stellung wendeten die Matrosen ihre Pinassen von beiden Seiten her auf die Dhau; in wenigen Augenblicken saß diese fest eingeklinkt zwischen den zwei kleinen Kriegsschiffen, die Matrosen sprangen mit geschwungenen Gewehrkolben an Bord des Arabers, niederschlagend, was ihnen feindlich entgegentrat.

Es tobte ein kurzer Kampf; aber nach wenigen Minuten waren die Banditen überwunden. Es waren ihrer sechzehn Mann, die wohlgefesselt, zum Teil freilich auch schwer verletzt von den deutschen Kolbenhieben, auf die Pinassen gebracht wurden. Unter ihnen waren auch die zwei Spitzbuben, die damals Hermann und Peter hinterrücks überfallen, geraubt und verkauft hatten. Die Knaben erkannten ihre Entführer deutlich wieder, hatten sie doch eine ganze Nacht lang mit ihnen in einem Raume zugebracht und sogar an einem Tische mit ihnen gegessen.

Aber ohne Blut war der kurze Kampf auch für die Deutschen nicht abgelaufen. Einige Matrosen hatten empfindliche Säbelhiebe davongetragen, doch lebensgefährlich schien glücklicherweise keiner zu sein.





Dreizehntes Kapitel.

Ein Strafgericht.

Nach wenigen Stunden, die gekaperte Dhau im Schlepptau führend, fuhren die Sieger in den Hafen von Dar es Salaam ein. Die gefesselten Räuber wurden in ein altes, noch aus der Zeit der Portugiesen herrührendes, burgähnliches Gebäude geführt, welches die Deutschen neuerdings zu einem Fort umgewandelt und zugleich als Gefängnis eingerichtet hatten.

Es galt nun, ein Exempel zu statuieren, durch welches den Arabern die Lust zum Menschenhandel doch ein wenig vergehen sollte, und so wurden die gefangenen Sklavenhändler, Sklavenräuber und Sklavenmörder schon anderntags vor ein aus deutschen Verwaltungsbeamten zusammengesetztes Kriegsgericht gestellt.

Die Anklage lautete auf Menschenraub, Menschenhandel und Massenmord gefangener Menschen.

Als Hauptzeugen bei der Verhandlung dienten Hermann und Peter. Sie waren bei dem ganzen schauerlichen Vorgange in Mitleidenschaft gezogen gewesen. Sie waren als die ersten Sklaven auf das Schiff gebracht worden; sie hatten gesehen, wie bald darauf gegen sechzig schwarze Menschen beiderlei Geschlechts und alle im jugendlichen Alter mit Stricken gebunden in die Dhau gebracht wurden; sie hatten auch mit Schaudern und Entsetzen wahrgenommen, wie diese armen Schwarzen plötzlich an Deck gerissen und ins Meer gestürzt worden waren; und zuletzt hatte man sie auch hinaufgeschleppt und über Bord geworfen, um sie zu ersäuen. Sämtliche gefesselte Sklaven waren ums Leben gekommen durch die mörderische That, und nur die zwei weißen Zeugen waren gerettet worden durch ein glückliches Verhängnis, damit durch sie das Verbrechen an den Tag komme und nach göttlicher und menschlicher Ordnung gesühnt werde.

Sämmtliche sechzehn Araber wurden des verübten greuelvollen Verbrechens halber zum Tode durch den Strang verurtheilt; am nächsten Morgen wurden sie außerhalb der Stadt an die Äste einiger alter Baumwollbäume aufgeknüpft.

Nach der Vollstreckung dieses gerechten Urtheils machte sich Onkel Veit mit seinen zwei befreiten Schülern auf den Weg zu den elterlichen Wohnungen. Mit ungeheurem Jubel wurden die so schmerzlich Vermißten daheim empfangen, und dem braven Onkel, dessen ruheloser Thätigkeit die Befreiung allein zu verdanken war, konnten die glücklichen Eltern gar nicht Liebes und Freundliches genug sagen.

Die Wohnlichkeit der beiden Ansiedelungen hatte schon wieder bedeutende Fortschritte gemacht; es waren während der Abwesenheit der Knaben noch Ställe erbaut worden, darin einige Rinder und Maultiere standen. Die Back- und Kochstube Meister Freilings konnte gar nicht genug liefern für all die schwarzen, braunen und weißen Menschen, die hier Einkehr hielten; und Meister Schmitt bearbeitete früh und spät das glühende Eisen, um all die Dinge zu schaffen, die von ihm verlangt wurden. Und seine Heilkunst, die er der leidenden Tierwelt zu theil werden ließ, brachte ihm ein schönes Stück Geld ein.

So hatten die beiden Familien ihre Übersiedelung nach der ostafrikanischen Kolonie nicht zu bereuen, wenn nur der Aufstand, der immer weiter um sich griff, sie nicht in ewiger Unruhe und Sorge gehalten hätte; denn so zahlreich auch die Neger, Banianen und Hindus, ja selbst die Araber bei ihnen verkehrten und mit ihnen Geschäfte machten, so war deren Haltung doch immer eine versteckte, feindselige, und die wenigen Deutschen, die in dem Küstendorfe wohnten, waren ihrer Habe und wohl auch ihres Lebens nie so recht sicher.

Namentlich seit der Hinrichtung jener sechzehn arabischen Missethäter gährte es gewaltig unter dieser Volksrasse, und die Mezeleien zwischen ihnen und den deutschen Besatzungsmann-

schaften nahmen kein Ende, bis plötzlich ein ganz bedeutender Umschwung in diese Mißverhältnisse kam.

Ein deutscher Mann, dessen Name wohl jeder kennt, der nur einmal von den ostafrikanischen Kolonien hörte, erhielt von der deutschen Regierung den Auftrag, aber auch die Geldmittel sowie Machtbefugnisse, da drüben in den deutschen Gebieten endlich deutsche Zucht und deutsche Ordnung einzuführen.

Dieser Ausgewählte war der bewährte Afrikareisende Premierlieutenant Wißmann; die deutsche Regierung ernannte den sechs- unddreißigjährigen Offizier zum Reichskommissar und stellte ihm vor allen Dingen die Aufgabe, den Aufstand der Küstenbewohner niederzudrücken.

Aber die nötigen Truppen zu dieser Heldentat mußte er sich selbst schaffen. So warb er denn in der deutschen Reichshauptstadt achtzehn Offiziere, zwei Ärzte und sechsundfünfzig Unteroffiziere an. Aber auch die bereits in Ostafrika befindlichen Offiziere und Schiffsmannschaften nahm er auf in seine Streit-Truppe.

Die eigentlichen Mannschaften aber, die unter der Führung dieser Deutschen den Aufstand niederkämpfen sollten, mußten erst in Afrika angeworben werden. Das war aber ziemlich schwer, da für solch eine Truppe doch möglichst zuverlässige Leute gewonnen werden mußten.

Aber Wißmann kannte die afrikanischen Völkerrassen ziemlich gut. Er schickte einen Offizier nach Kairo und ließ dort als eigentlichen Kern der Schutztruppe 900 Sudanesen anwerben, Leute, die als geborene Soldaten von sehr kriegerischem Sinne bekannt sind. Außerdem wurden noch Scharen von Sulus, Abessyniern, Somali und Askari gewonnen.

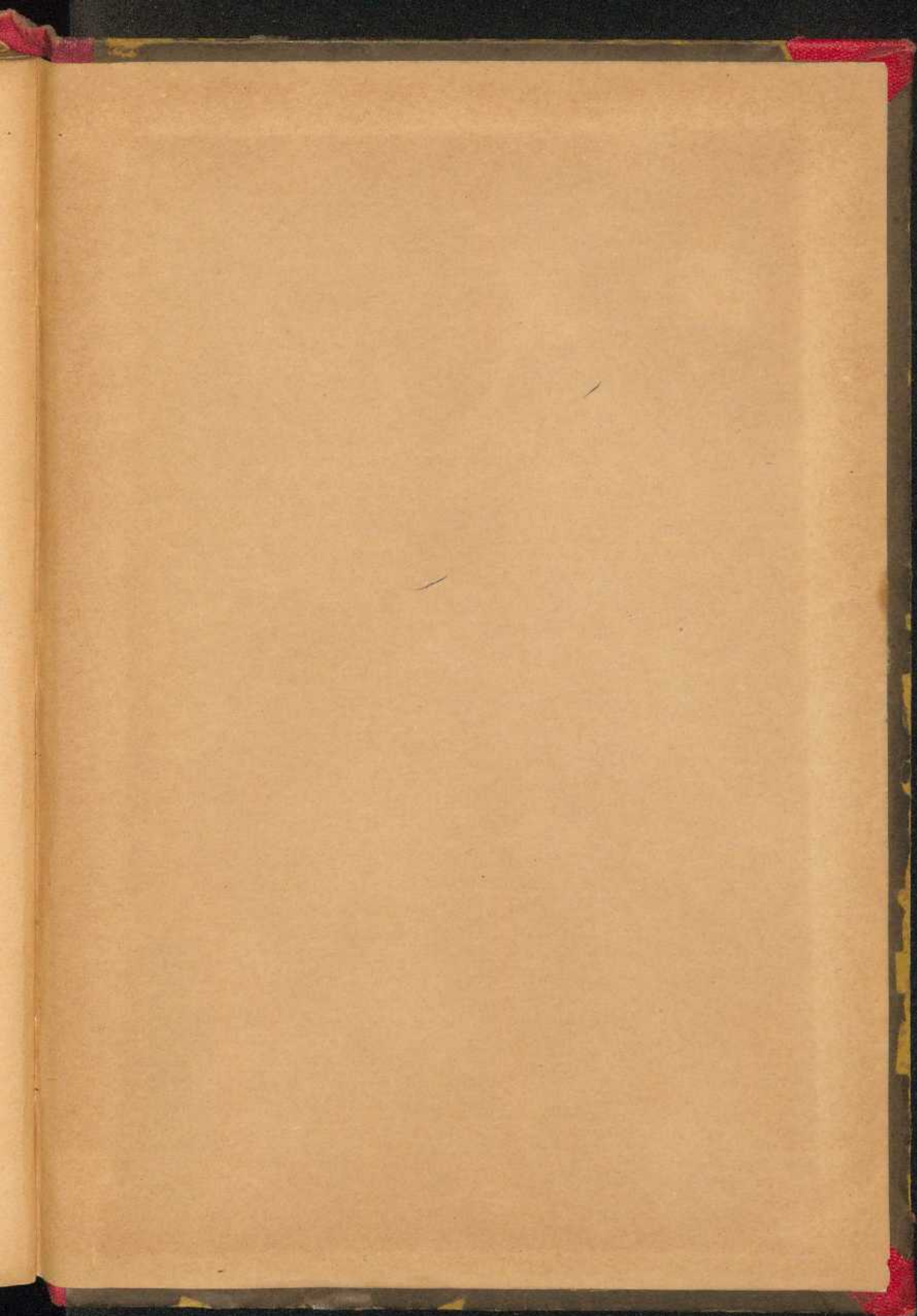
Die Uniform der schwarzen deutsch-afrikanischen Soldaten besteht aus einer Drillichjacke; die Hosen reichen nur bis zum Knie, und die Unterschenkel sind mit circa 2 Meter langen und 10 Centimeter breiten, blauen wollenen Binden umwickelt.

Die Füße stecken in derben Lederschuh. Als Kopfbedeckung tragen sie den Fetz, eine einfache Kappe, die turbanähnlich mit einem 3 Meter langen, hellgrünen Baumwollstreifen so umwickelt ist, daß die Enden dieses Streifens als Nackenschleier bis auf den Rücken herabhängen.

Als Waffe tragen sie das deutsche Infanteriegewehr nebst Seitengewehr.

Die schwarzen Krieger dienten sehr gern unter deutschem Kommando; sie wurden eingeerziet gerade wie die deutschen Rekruten, und mit dieser farbigen Schutztruppe ist der Aufstand glücklich niedergeworfen worden, und die ostafrikanischen Küstenbewohner aller Rassen haben sich wohl oder übel dem deutschen Scepter fügen müssen.

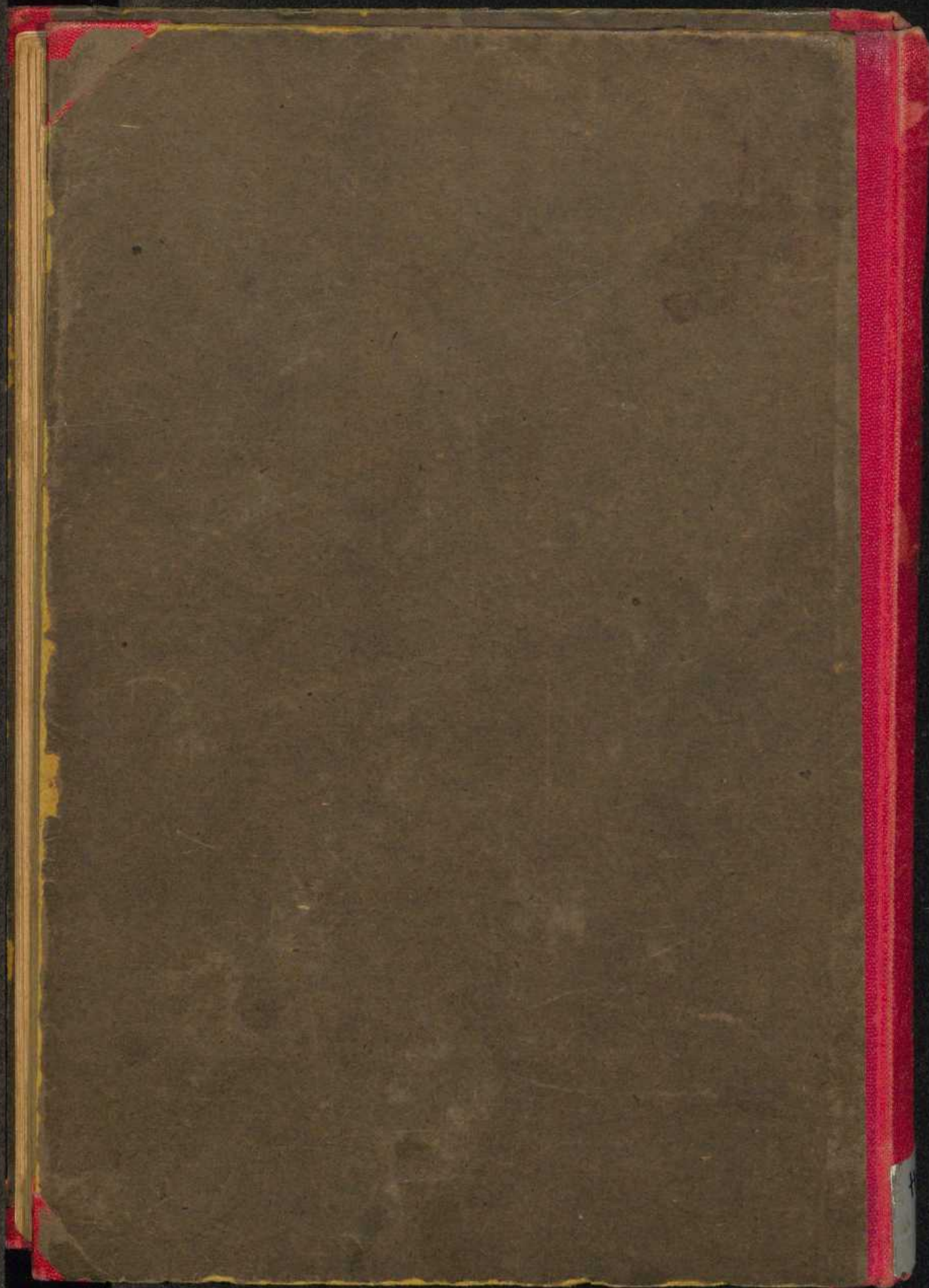
Seitdem herrschen da drüben Ruhe und Sicherheit; das Sklaventum ist im Aussterben begriffen, und unsere zwei jungen Helden Hermann und Peter, die heute zu Jünglingen herangereift sind und sich wohl befinden im fernen Ostafrika, sie denken nur noch zuweilen der Zeit, da auch sie das Sklaventum trugen, wie eines Übels, das beseitigt ist durch die Ausbreitung der deutschen Sitte und europäischen Kultur.



Internationale Jugendbibliothek



047001526295



Ostafrikanische Strandläufer.

Eine Erzählung für die deutsche Jugend

von

Robert Hertwig.

Zweite Auflage.

Mit vielen Illustrationen in Farbendruck.

